HANNS SACHS

zur Menschen-kenntnis

HANNS SACHS

ZUR MENSCHENKENNTNIS

HANNS SACHS

ZUR MENSCHENKENNTNIS

Ein
psychoanalytischer
Wegweiser
für den
Umgang
mit sich
und
anderen

1936

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
WIEN



Printed in Austria
Druck der Manzschen Buchdruckerei, Wien IX

ERSTES KAPITEL

ALLGEMEINES

Es heißt gewöhnlich, unsere Menschenkenntnis werde dadurch getrübt, daß wir die anderen Menschen zu sehr nach uns selbst beurteilen. Das mag im Grunde und im ganzen richtig sein, im Einzelfall ist es meistens falsch, und das Gegenteil läßt sich oft erweisen, nämlich, daß der Irrtum daher stammt, daß man die anderen nicht genug nach sich selbst beurteilt. Freilich sucht man, wie das Sprichwort sagt, den Dieb hinter dem Strauch, hinter dem man sich selbst versteckt hat, aber man sucht ihn doch auch oft genug gerade dort nicht, weil man an den Teil des eigenen Ichs, den man versteckt hat, nicht gerne erinnert sein will.

Man beurteilt andere nach sich selbst und tut es mit einiger Berechtigung in den Dingen des

gemeinen Nutzens, des direkten ökonomischen Vorteils. Der Wunsch, billig zu kaufen und teuer zu verkaufen, Gewinn zu suchen und Verlust zu meiden, ist eine allgemeine Voraussetzung, auf die sich bauen läßt. Aber ist das Streben nach Gewinn wirklich so ausschließlich, so allgemein herrschend, wie man uns erzählt? Wird der materielle, ökonomische Gewinn, der mittelbar zur Befriedigung der Bedürfnisse und Wünsche der Menschen führt, dem unmittelbaren Lustgewinn regelmäßig vorangestellt? Wie oft und wie weit handeln wir in den „praktischen" Dingen rein praktisch und vernunftgemäß? Wieviel Nebenmotive und Seitensprünge sind dabei, nicht nur im ökonomischen Verhalten des einzelnen, sondern auch der Gesamtheit, der Staaten und Völker untereinander? Die Beobachtung zeigt, daß selbst auf dem eigentlich ökonomischen Feld, soweit es sich abgrenzen läßt, da, wo angeblich kalte Vorteilsberechnung und nüchterner Gewinnkalkül alleinherrschend sind, sich so manches andere einmischt, was wir „Imponderabilien" zu nennen gewohnt sind, weil es sich unter diesem Namen am leichtesten vernachlässigen und beiseiteschie-

ben läßt. Der ökonomische Motor ist stark genug, um die schwersten Lasten zu schleppen, aber trotzdem tun noch ein paar muntere Pferde Vorspanndienst.

Denken wir an die Leute, die als so fabelhaft „geschäftstüchtig“ gelten, weil sie ihren Vorteil mit dem größten Scharfsinn aufzuspüren, mit der äußersten Behendigkeit einzuheimsen wissen, wenn er aus der Ausbeutung, der Übervorteilung, der Düpierung eines anderen zu holen ist; diese „Findigen“ übersehen den klaren, einfachen Gewinn, der zu ihren Füßen läge, wenn der Fund den anderen nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen gereichen würde. Eine Abart dieser Gattung ist die verruchte Rotte, der man besonders auf Reisen begegnet, die Leute, die alles billiger bekommen haben als die übrige Welt, die in jedem Hotel, in jedem Laden erfolgreich heruntergehandelt, die überall Prozente und Rabatte erreicht haben und nun niemals müde werden, dies der Mitwelt mit immer neuen Details der Überheblichkeit zu verkünden. Wer glaubt ernstlich, daß solche Reisende die Genüsse gehabt haben, die sie zu suchen vorgeben. Sie sehen

keine Madonnen und Dome, keine Felsen und Gletscher, denen zuliebe sie angeblich von weither gekommen sind, sondern Preislisten und Prospekte und vor allem die Daheimgebliebenen, den Kreis der geneigten und noch öfter ungeneigten Hörer, denen sie ihre Heldentaten in fernen Ländern erzählen werden, die sie doch ebensogut hätten zu Hause verrichten können. Und das „Ökonomische", der bare Nutzen, der dabei eigentlich das treibende Motiv sein soll? Ich hab' es noch nicht erlebt, daß einer dieser „Besser—billiger"-Leute Millionär geworden wäre, und kann den Verdacht nicht loswerden, daß die vielen kleinen Siege gelegentlich in eine große Niederlage münden, die alle Früchte jener reichlich aufwiegt, aber für alle, außer den daran Beteiligten, Geheimnis bleibt.

Oder die gute „Hausfrau", die ihre Wohnung so herrlich sauber und blitzblank zu halten weiß, daß man „vom Fußboden essen könnte". Tut sie das zur Freude der Ihrigen, für den Gesundheitswert einer schmutzfreien, hygienischen Umgebung, für die gute Instandhaltung und daraus abfolgende Ersparnis? Keineswegs, das alles ist Selbst-

zweck, dem diese Gründe nur als Vorwand dienen. Familienfriede, Bequemlichkeit und Ruhe, selbst hygienisch wichtigere Forderungen der Reinlichkeit werden seiner Tyrannei ohne weiteres aufgeopfert.

Geht der Erwerbssinn immer nur so weit, bis die Sicherheit der wesentlichen Befriedigungen gewährleistet ist, oder treibt er nicht oft weit darüber hinaus, bis dahin, wo der unersättliche Erwerb der Güter ihren Genuß verkümmern oder ganz unmöglich macht, so daß der zum Genuß unfähig Gewordene am Schluß keinen anderen Ausweg weiß, als das zu verschenken, an dessen Erlangung er sein Leben gesetzt hat?

Angeblich sind die Menschen unserer Zeit so furchtbar berechnend und schätzen alle Dinge nach dem Geldwert ein. Es bleibt aber noch heute wie jemals das beste Mittel, sich jemanden verpflichtet und zur Gegenliebe geneigt zu machen, wenn man ihm gut und sorgfältig, unter Beobachtung aller kleinen Eigenheiten und Wünsche, zu essen und zu trinken gibt. Sein Kopf mag nachrechnen, aber ein Bodensatz von Dankbarkeit bleibt — wenn auch nicht für lange — übrig, der

mit dem Additionsresultat nichts zu tun haben will.

Die Freude an der kleinen Ersparnis ist von dem ökonomischen Wert unabhängig — sie wird auch meist nicht in der Form geübt, die uns die Moralsprüche der Kindheit lehren wollten. Schwarzfahren auf der Tram zum Beispiel wird so das Lieblingsdelikt der ehrlichen Leute und tritt an die Stelle der aufgehobenen Stecknadel des künftigen Millionärs. Zeit ist bekanntlich Geld, und so kennen wir alle wie den Groschen- so den Minutensparer, der als Resultat längeren Studiums und einiger Hast selig lächelnd eine Viertelstunde auf die hohe Kante legt, — von wo er sie nie herunterholen wird.

Die Lichtausknipser, die Heizwärmesparer, die Papieraufbewahrer, wer lächelt nicht über sie und wer gehört nicht in irgend einem Sinne zu ihrer großen Familie? Lassen sich die Sammelwütigen abgrenzen und klar in vernünftige und unvernünftige scheiden — diese vom Bindfadenrest und jene von der Frühgotik? Ihre Objekte sind unendlich verschieden, aber nicht ihre Freuden und Leiden, nicht ihr Benehmen, wenn sie ihre Schätze auf-

stapeln und ordnen, nach immer vollständigerer Vollständigkeit streben, sich durch den Besitz an sich ohne Frage nach Nutzen oder Schönheit beglückt fühlen und trauern, weil sie sich von einem Stück trennen müssen. *Anatole France* deutet die Wahrheit auf seine unnachahmliche Weise an, wenn er den Zündholzschachtelsammler mit dem großen Gelehrten auf seiner Suche nach einem Manuskript zusammentreffen läßt.

Wie ein Gegensatz dazu — aber manchmal sind es dieselben Menschen — erscheinen jene, denen ihr Eigentum nie gefällt, die mit jedem Einkauf unzufrieden sind, wenn er ins Haus kommt, und die sich immer ärgern, nicht das bestellt zu haben, was die Leute am Nebentisch essen.

Die Liste läßt sich beliebig verlängern. Kindereien? Einverstanden! Aber diese Kindereien machen tausendfach das Glück oder Unglück sogenannter Erwachsener und sozusagen Normaler aus, sie beeinflussen ihre Handlungen, ihren Beruf, ihre Lebensform unvergleichlich mehr, als es die offizielle Auffassung zugibt, und als sie es selbst wissen. Die Beispiele, willkürlich herausgegriffen, wie sie sind, haben das eine Gemeinsame,

daß sie alle auf dem ökonomischen Felde spielen, vom Besitz und Erwerb handeln, also von den Dingen, bei denen nach allgemeinem Urteil das vernünftige Ermessen, die verstandesmäßige Berechnung ganz allein herrschend sein muß und deshalb auch ist. Wo sonst ist das Rationale im Leben zu Hause, wenn nicht im Wirtschaftlichen?

Daß auf anderen Lebensgebieten das Irrationale, die Imponderabilien, die Untertöne und Nebengeräusche, die Überraschungen und Rätselhaftigkeiten zu Hause sind, wird niemand leugnen. Werfen wir lieber keinen Seitenblick auf das Nachbarfeld, die Politik! Es bleibt noch sonst des holden und unholden Wahnsinns genug. Schweigen wir einstweilen noch von der Liebe — wir wissen ohnehin, wie oft sie allem Planvollen und Ichgerechten und am Ende noch sich selber widerspricht, ohne doch an einem dieser Widersprüche zu scheitern. Der närrische Maskenzug bietet hinreichend Abwechslung, wenn wir nur auf einige der buntgemischten Gegensätze, wie Mut und Angst, Eitelkeit und Selbstpreisgabe, Eigensinn und Gehorsam achten wollen. Oder heben wir nur ein einzelnes Phänomen heraus:

die Freundschaft zwischen Personen desselben Geschlechts, die Männerfreundschaft, die in so vielen ernsten Dingen, wie Beruf und Politik, eine große Rolle spielt. Lassen wir alles Wissen und alle Mutmaßungen über unbewußte Grundlagen beiseite, halten wir uns einfach und ehrlich an die Tatsachen unserer alltäglichen Erfahrung. Das Auftauchen und das Vergehen solcher Freundschaft, das Werben und das Umworbenseinwollen, die Eifersucht und das Schuldgefühl der Untreue, das Umschlagen in Haß oder das Absinken in Gleichgültigkeit, das alles trägt deutlich die Charakterzüge und die Spannungsformen eines einzigen Gefühls in sich: der Liebe. Am deutlichsten ist dies natürlich bei Jugendlichen, bei denen die Affekte geradeaus und die Leidenschaften ungebrochen sind, aber es bleibt, wenn auch von dichteren Schleiern bedeckt, im Grunde immer dasselbe. Die Psychoanalyse hat sich das Recht geschaffen, nicht nur das versteckt Irrationale und Affektive in der Freundschaft, sondern all das andere, all die „Imponderabilien", von denen wir gesprochen haben, all die merkwürdigen Gestalten der Leidenschaft und der Phantasie, die unsichtbar oder

unkenntlich bleiben, weil sie sich zwischen den Möbelstücken und Vorhängen der Alltagswelt zu verstecken wissen, sämtlich in den großen Triumphzug des Eros einzureihen, sie als Abwandlungen und Ausdrucksformen der Liebe — das Wort im weitesten und wahrsten Sinne genommen — anzuerkennen.

Wir brauchen uns nicht darum zu kümmern, ob das Kapitel „Männerfreundschaft" mit Recht den Titel „sublimierte, latente Homosexualität" führt oder nicht. Wir lassen die Fragestellung der Wissenschaft nach Herkunft und Einordnung mit Seelenruhe beiseite. Augenblicklich ist nur das eine wichtig: Können wir aus der Auffassung der Analyse praktischen Nutzen ziehen? Läßt sich daraus etwas lernen über die Art, wie sich Menschen untereinander verhalten, was nicht bloß für den Theoretiker und den in sein Laboratorium Gebannten wissenswert ist?

Ich glaube, das ist nicht unmöglich und ein Versuch wohl der Mühe wert — vorausgesetzt, daß die Bereitschaft da ist, in einem einzigen Punkte mit einer geheiligten Tradition zu brechen und die Dinge unter einem anderen Gesichtswin-

kel zu sehen, als es bisher von fast allen Menschen, den Dichtern und sonstigen Märchenerzählern geschehen ist.

Nämlich:

Wer das Verstandesmäßige und Vernünftige, das Logische und Intellektuelle in der Menschennatur für das Eigentliche erklärt und sich damit als mit dem Richtigen, Regelmäßigen und Wesentlichen befaßt, die anderen Dinge aber nur als Ausnahmen, Untertöne, Verranntheiten, kurz als Zufälligkeiten ansieht, für die es nicht der Mühe wert ist, eine Regel zu verfassen oder ihr Gesetz zu finden, der kann freilich ein ordentliches, zusammenhängendes, gut und klar ausgebautes System errichten, das gut darstellbar ist und jedermann einleuchten muß. Besonders wenn er als Fundament für sein Gebäude verschiedene „Du sollst" nimmt, die in der Psychologie, die so lange die Tochter — und meistenteils das Stiefkind — von Theologie und Philosophie gewesen ist, immer billigst zu haben sind. Doch kann es einem solchen begegnen, daß er in einem Moment der Selbstkritik findet, daß das, was er für seine reine Logik und Ethik hielt, Himmelstöchter sind,

die aus recht merkwürdigen Regionen stammen. Diese Art, von den Menschen zu denken, ist freilich gut, solange man zu Hause sitzt, besonders wenn man dabei ein Lehrbuch der Psychologie schreibt. Wer sich ihrer bedienen will, um mit den wirklichen Menschen zu leben, der wird nicht besser fahren als einer, der im Kaffernkral mit Hilfe seiner guten Kenntnis der Trigonometrie sein Fortkommen zu finden hofft.

Wir wollen uns vornehmen, den anderen, unteren Weg zu gehen, das, was als Hauptsache gilt, einfach zu ignorieren und die Allotria in den Mittelpunkt zu stellen: eine Schulstunde für Papierkugelschmeißen und Gesichterschneiden, während die Schulbücher nur unter der Bank gelesen werden dürfen.

Von einem System, von Ordnung und Zusammenhang kann dabei keine Rede sein — dazu reicht unsere Kenntnis des Überraschlichen, der geheimen Hintergründe des Menschlichen noch lange nicht aus. Haben wir doch eben erst begonnen, ihre Existenz einzusehen, ihre Wichtigkeit anzuerkennen.

Also bestenfalls Winke und Hinweise an Stellen,

wo gerade ein Lichtstrahl in den Urwald eingedrungen ist, ein lustiges Stück Sträßlein, das irgendwo anfängt und ein paar Meilen vor nichts Besonderem wieder aufhört, eine Schiffahrt, die dauert, solange der günstige Wind in die Segel bläst, eine Weisheit, die darauf gefaßt ist, sich selbst ins Gesicht zu lachen.

(Mit dem Vorwurf, dem jedes Buch dieser Art ausgesetzt ist: daß es nur vom Standpunkt des kalten Egoisten geschrieben sei, befasse ich mich nicht. Leidenschaftliche Aufwallungen bedürfen keines Handbuches, und wer moralische Lehren sucht, kann sie leicht genug anderswo finden.)

Hingegen — wenn man will, als Entgelt für die gehabte Mühe — läßt es sich jederzeit leicht kontrollieren, ob die menschlichen Dinge wirklich so sind, wie sie dargestellt werden, und ob es nützlich ist, sie von dieser Seite her kennenzulernen. Nebenbei kann möglicherweise auch etwas Erheiterung abfallen, denn es ist amüsant, Narrheiten zu sehen, — wenn die Narren auf der Bühne sind und wir selbst ganz gewiß sein dürfen, daß wir uns im Zuschauerraum befinden.

Und nun zurück zu unserem Ausgangspunkt:

Wann und wie irren wir, weil wir die anderen zu wenig nach uns selbst beurteilen?

Schalten wir zuerst die allgemeinen Fehlerquellen aus, die nichts zu dieser besonderen Art des Irrtums beitragen. Wir glauben natürlich hier wie überall am liebsten und festesten das, was wir wünschen, denken uns also die anderen so, wie es zur Erreichung unserer Zwecke am dienlichsten ist. Den Menschen, die wir lieben, legen wir die edelsten Motive unter, in den Handlungen jener, denen wir abgeneigt sind, sehen wir den Ausfluß ihrer Gemeinheit, Dummheit und Böswilligkeit, kurzum einen neuen Grund zum Haß — das ist nichts Besonderes, Ähnliches geschieht immer und überall.

Wir haben uns geschworen, nicht nach dem Verständigen und Seinsollenden, dem logischen und idealen Aufputz zurückzuschielen. Aber heißt das nicht, ohne Kompaß auf Entdeckungsreisen gehen? Es will so scheinen, denn, wenn Vernunft und Logik über Bord geworfen worden sind, wo soll da irgend eine Gesetzmäßigkeit zustande kommen? Daher also, mein Lieber, das Schimpfen aufs System, die Vorliebe für „Winke“ — weil

dort, wo bloße Willkür herrscht, Unkenntnis die Regel sein muß? Keineswegs, denn wir geben das Gesetz von Grund und Folge nicht auf, auch wenn es, wie die moderne Physik lehrt, vor dem Unendlich-Kleinen und dem Unendlich-Großen haltmacht, — denn der Mensch ist weder das eine noch das andere, und sein Fühlen ist wie sein Denken an Regeln gebunden, von denen er freilich wenig weiß und noch weniger wissen will.

Wenn wir das Unbekannte, statt es abzuleugnen, ins Riesenhafte vergrößern und mit einem „möglich ist alles" resignieren, dann sind wir allerdings auf kürzestem Wege wieder heimgelangt zu den vertrauten Stätten.

Es gibt nur einen Weg, uns an den Glauben an die Gesetzmäßigkeit des Regelwidrigen, an den Sinn des Widerspruchsvollen zu gewöhnen, und das ist der Umgang mit uns selbst, ein wenig Vertrautheit mit dem, was in uns, mit uns geschieht. Denn daß in uns selbst die Dinge auf irgend eine Weise zusammenhängen, daß wir nicht einfach durch blinden Zufall so sind, wie wir sind, und ebensogut ganz anders sein könnten, — davon sind wir doch hinreichend fest überzeugt,

den Standpunkt werden wir uns so leicht nicht wegnehmen lassen.

Es ist also nur notwendig, daran zu denken, wie viele Überraschungen wir schon an uns selbst erlebt haben. Wissen wir, wo unsere Liebe, unser Haß gewachsen ist? Von woher ist uns Trauer, Enttäuschung, Entzauberung ins volle Glas der Lust gefallen? Warum ließ uns in anderen Tagen das Schwerste ungerührt? „Eine solche Niedertracht ist unmöglich, Undankbarkeit in diesem Ausmaß kann nicht vorkommen, so weit kann Grausamkeit in menschlichen Grenzen nicht gehen!“ — aber laßt uns nicht an den Nächsten, sondern etwas näher denken, an alles, was wir getan haben und, wenn nicht getan, gewünscht und, wenn nicht gewünscht, phantasiert und, wenn nicht phantasiert, — geträumt. Nehmen wir uns selbst im vollen und ganzen, mit allen unseren Möglichkeiten, mit allem, was in uns versteckt ist und auftaucht und wieder verschwindet, nicht nur mit unseren Wünschen und Tagträumen, auch mit unserer Angst und ihren geheimen Drohungen, und wir werden die anderen am besten verstehen, wenn wir sie „nach uns“ beurteilen.

Eine gute Hilfe sind hier, wie fast stets, die Dichter. Denn bei den Menschen, die sie nach ihrem Bilde geschaffen haben, wird es ganz deutlich, daß sie zugleich nach unserem Bilde geschaffen sind. Wir verstehen Macbeth und Hamlet, die ganze Schar der Brüder Karamasow, wir wissen, daß sie alle wahr und wirklich sind, — aber doch nicht etwa durch Vergleichung mit den Menschen, denen wir begegnet sind? Keine Rede davon, wir werden von ihnen ergriffen, von ihren Schicksalen erschüttert, von ihren Leidenschaften mitgerissen, weil wir in ihnen uns selbst begreifen — unsere geheimsten, verborgensten Möglichkeiten (die Psychoanalyse nennt es: unser Unbewußtes).

Es wird also doch wohl so sein, daß die Voraussetzung auch nur für die Bereitwilligkeit zum Versuch, andere Menschen zu verstehen, daran gebunden ist, daß wir sie nach uns beurteilen — aber freilich nach unserem wirklichen Ich.

Die Warnung, andere nicht nach sich selbst zu beurteilen, behält trotzdem ihren guten Sinn oder erhält ihn vielleicht jetzt erst: Denn „nach sich", das heißt im gewöhnlichen Sinne nach dem, wie

wir selbst den anderen erscheinen wollen, oder nach dem Ich, das wir zu sein glauben, vielleicht auch nach einem Ich, das wir abgelegt haben, oder einem, dem wir nachstreben möchten, — es gibt viele Mittel der Selbsttäuschung und zu jedem gehört eine eigene Art, sich über die anderen täuschen zu lassen.

Und doch: Wir selbst sind der einzige Weg zur Menschenkenntnis, und der Weg wird nicht offen sein, bis wir es alle in unserem Schulbuch stehen haben: *Homo sapiens* — eine noch wenig erforschte Gattung.

ZWEITES KAPITEL

DAS ICH IM VERTRAULICHEN UMGANG

Es wird berichtet, daß in einer Familie zwei Söhne waren, von denen der jüngere die Eigenheit hatte, daß er keine offenstehende Tür ertragen konnte. Der ältere, den das ewige Herumlaufen und Türenschließen ärgerlich machte, drohte eines Tages: „Ich werde dir das schon abgewöhnen. Ich sperre dich in ein Zimmer mit lauter offenen Türen ein.“ Das scheint mir ziemlich genau die Situation des Ichs zu sein: eingesperrt in ein Zimmer mit vielen, vielen offenen Türen. Wir sehen und wissen, daß der Weg nach allen Seiten hin offensteht: neue Formen der Freundschaft und Neigung, Reisen, Studium, tausenderlei Kenntnisse und Interessen, die uns anziehen, aber wir bleiben fast immer (wenn wir nicht gerade Goethe heißen oder so ähnlich), wo

wir sind, und folgen keiner Lockung. Wir wissen, wieviel Freude und innerer Reichtum, wieviel freundliche Gesichter und frohes Beisammensein rechts um die Ecke wohnen, — aber wir biegen nicht ein. Wir wollen und könnten — beinahe, aber irgend etwas fehlt oder tritt dazwischen.

Äußerer Zwang und egoistische Rücksichten spielen dabei natürlich eine Rolle. Aber noch häufiger werden sie als Ausflüchte, Vorwände benützt — wofür? Die gewöhnliche Namengebung nennt es Trägheit und belastet die meisten mit dem dauernden Selbstvorwurf, daß sie durch ihre Faulheit so vielerlei versäumt hätten.

Andere Namen, die dem Wesen der Sache näherkommen, sind: Charakterschwäche und -starrheit, Vorurteile, Erziehungsmängel, Kindheitseindrücke, Einflüsse der Familie und Umgebung, moralische oder religiöse Abschreckungen. Die wahre und umfassende Benennung für all das, was das Ich hinter offenen Türen eingesperrt hält, ist Angst. Angst, die hinter all den Masken und Verkleidungen steckt, die wir aufgezählt haben, und hinter vielen anderen; die nicht überwunden und ausgewischt werden kann,

weil sie sich auf keine reale, gegenwärtige Gefahr bezieht, sondern wie Modergeruch aus den Kellern und Untergründen, den längst nicht mehr bewohnten Räumen der Seele aufsteigt. Alte Schrecknisse haben nämlich eine merkwürdig zähe Wirkung, etwa wie ein Stern, dessen Licht in unsere Augen fällt, wenn er selbst schon lange zu existieren aufgehört hat, und das schwache unsichere Ich des kleinen Kindes ist leicht in Angst und Schrecken zu versetzen.

Nun, solche Sätze mögen wahr sein oder nur interessant oder keines von beiden — aber jedenfalls gehören sie in die Wissenschaft. Was hat das eingesperrte Ich mitsamt seinen offenen Türen und Ängsten damit zu tun, wie man am besten seinen Weg durch die Welt findet, zwischen den anderen hindurchschlüpft oder, wenn man es will, an sie anstreicht, aber nirgends und an niemanden anrennt?

Gar viel, meine jungen Freunde, und das will ich jetzt ordnungsmäßig mit erstens, zweitens, drittens auseinandersetzen.

Zum ersten: Wer auf Besuch gehen, sich dabei wohlfühlen und auch seinen Wirten und Mit-

gästen erfreulich sein will, der muß ein eigenes gemütliches Heim besitzen, auch wenn es keine Luxusvilla ist. Hat er das nicht, so kommt er nicht nach Lust und Wahl, sondern weil ihm nichts anderes übrig bleibt, und ein solcher Muß-Besucher kann sich von dem Gefühl nicht immer freimachen, daß er sich aufdrängt, daß er als Bettler kommt, als Zufluchtsuchender und nicht als Gleicher zu Gleichen, als Schmarotzer und nicht als gern gesehener Gast. Die Folgen davon sind unsichere Haltung, Empfindlichkeit, Schwanken zwischen Arroganz und Kriecherei, lauter Eigenschaften, durch die man sich keine Freundschaft erwirbt. Und das alles gilt im Seelischen noch mehr, weil die Menschen da empfindlicher und noch weniger duldsam sind als mit den aus materiellen Gründen Obdachlosen, bei denen wenigstens das Wohlgefühl des großmütigen Wohltäters zu gewinnen ist. Also: Wer den Menschen ein Wohlgefallen sein will, muß vor allem mit sich selber gut stehen, und, daß man einen gut leiden kann, zeigt sich doch, nicht wahr, daran, daß man nichts dagegen hat, mit ihm längere Zeit allein zu sein.

Zum zweiten ist diese Alltagswelt, wie Rosalinde sagt, voller Ketten. Außerdem, fügen wir hinzu, voller Fallgruben und Drahtverhaue, wo einer schon recht wendig sein muß, um unbeschädigt durchzukommen. Wo uns gestern der allerschönste Garten offenstand, wird uns morgen die Tür vor der Nase zugeschlagen, und wir stehen im Straßenstaub draußen. Es gibt in den menschlichen Beziehungen allerhand plötzliche Vulkanausbrüche und Erdbeben, auf die keiner gefaßt war, abgesehen davon, daß schon normalerweise auf Frühling und Sommer der frostige Herbst folgt und der eiskalte Winter. Wohl dem, der nicht an eine Tür, an eine Landschaft, an ein Klima gebunden und doch kein Heimatloser ist. Es ist schwer, neue Freunde zu finden, noch schwerer, Anteilnahme an Gegenständen zu gewinnen, die uns fremd waren, und am schwersten zu lernen, sich auf ungewohnte Weise zu freuen. Sehr viele, die diese Kunst nötig brauchen und nicht besitzen, betäuben sich statt dessen und wollen glauben, sie könnten ihrer auf diese Art habhaft werden. Wer sich seine Freiheit vom Rausch ausleiht, muß sie ihm auch wieder zurück-

geben — und mit Zinsen. Es bleibt also bei der alten Frage, durch wieviel unversperrte Türen das liebe Ich sich zwängen kann.

Und zum dritten: Irgendwo, ganz unten in der Seele, ist eine kleine Höhlung oder ein Löchlein. Von dort steigen, wenn es ihnen beliebt, allerlei Wölkchen und Nebelbildungen auf, die sich, sobald sie in die oberen Regionen gelangen, umgestalten in Farben oder in Melodien, in Formen, Linien, Reime, Geschichten, in Wohllaut und Rhythmus, in Gedankenfeuerwerk und Tiefsinn oder auch nur in ein gescheites und witziges Wort. Die Leute, die von solchen Wölkchen eine recht große Zahl haben und sich am besten darauf verstehen, sie umzuschmieden, nennt man natürlich Künstler — oder auch, je nachdem, Schriftsteller, Poeten, Maler, Bildhauer, Musiker, Philosophen, Gelehrte, Propheten, Seher, Weise, Narren u. dgl. Davon kriegt jedermann etwas ab, auch wenn er sich sein Lebtag einen „gewöhnlichen Sterblichen" schimpfen lassen muß. Wo aber das Löchlein verstopft und zugenagelt worden ist, da wird das Leben leer und einförmig und die graue Tante Langeweile zieht mit ihrem Strickstrumpf ein.

Wir wollen es also ohne viertens und fünftens — Argumente müssen Seltenheitswert haben, sonst sind sie zu billig — gelten lassen, daß es für den Weltmenschen ebensowohl wie für den Einsamen ein gut Ding ist, mit sich selbst auf du und du zu stehen. Nicht gemeint damit ist die Blume Selbstzufriedenheit, die nicht kultiviert zu werden braucht, weil sie auf jedem Boden gedeiht und selbst in ihren hochveredelten Formen einen Duft ausströmt, den die Umwelt nicht gerne riecht. Denn Selbstzufriedenheit bleibt als richtiges Philistertum nicht lange allein, sondern umgibt sich mit ihresgleichen, wo dann jeder nur seine eigenen Erzeugnisse mit Genuß beschnuppert. Sie braucht zum Behagen die Einreihung unter Gleichgesinnte und Ähnlichredende; man sichert sich dabei nicht nur die Gegenseitigkeit des geduldigen, scheinbar aufmerksamen Zuhörens, sondern versichert sich auch gegen den Verlust von Menschen, mit denen man sich „eingelebt" hat, das heißt gegen die Notwendigkeit, für neue Menschen neue Seiten an sich selbst entdecken und herauskehren zu müssen. Stammtisch, steig' auf!

Seelische Versteifung erzeugt träges Beharren, aber ebensogut auch unaufhörlichen Wechsel. Diese Abart von Philisterei wird Snobismus genannt. Er hängt sich an alles Neue an, das vorübergeht, wie die Buben an die Straßenbahn und läßt sich eine Strecke mitnehmen, aber Gott behüte nicht weit. Doch sind die Menschen auch in der Unbeständigkeit nicht konsequent, wenigstens scheinbar (und wirkliche Inkonsequenz gibt es überhaupt nicht). Sie haben eben verschiedene Schubfächer fürs Aufheben und fürs Wegwerfen, und die große Kunst ist nur zu wissen, in welchem Schubfach man untergebracht worden ist. Wer sich über Unbedeutendes nicht erhaben dünkt, bringt's heraus.

Ungeachtet aller solcher Vorsichten und Kunstgriffe haben die Menschen bekanntermaßen nicht die geringste Lust, ihr Ich aufzugeben, und würden sich auch weigern, mit einem anderen schlankweg zu tauschen. Mit ihrer Selbstzufriedenheit kann das nichts zu tun haben, denn die mit sich Zerfallenen verhalten sich dabei genau so wie alle übrigen. Es muß die unsichtbare Angst sein, die an dieser Stelle übermächtig wird, — so

scheint es wenigstens Hamlet in dem berühmten Monolog zu meinen, — und somit wären nach beiden Seiten hin die Grenzen von der Angst gezogen.

Eingegrenzt, eingeengt, abhängig, geängstigt — was Wunder, daß das richtige Ich sich gerne hinter Masken versteckt, daß es scheu ist und zurückhaltend oder unaufrichtig und hinterhältig. Hat es da einen Sinn, den „Mut zu sich selbst“ zu predigen? Nicht mehr, als Predigen im allgemeinen; wir wollen lieber den Schaden besehen und wenigstens wissen, was wir einbüßen, und wie es zugeht, daß wir auf den Schwindel immer wieder hineinfallen.

Der Knabe, der bei der Kindergesellschaft das heißersehnte Baiser mit unterdrückten Tränen, aber standhaft ausschlägt, weil ihm die Mama eingeschärft hat, „nicht unbescheiden“ zu sein, oder weil er selbst seine Liebe zum Baiser-Essen als unmännlich verurteilt, — dieser Knabe bist du, o Mensch (auch als Mädchen).

Bliebe es noch bei den Wunscherfüllungen, die wir uns versagen, bei den Begierden, die wir glauben, uns verkneifen zu müssen, bei den Freu-

den, an denen wir mit schlecht gespielter Achtlosigkeit vorübergehen! Schlimmer noch ist der Fall, wo man sich in allerlei, was einem im Grund gleichgültig ist, hineinverlocken läßt oder auch ohne fremde Hilfe hineinverirrt und dann davon nicht wieder loskommt. Immer wieder gibt es Dinge, denen man in solcher Selbsttäuschung nachläuft, ihnen ohne zwingenden Grund seine Zeit, seine Arbeit, ein bißchen Herzblut aufopfert: Liebe, Liebhabereien, gesellschaftliche Beziehungen, alte, längst abgestorbene Freundschaften und dann erst die sogenannten „großen Fragen" der Politik und Religion. Es ist, wie wenn einer sein Leben hergibt für eine Frau, die er nur aus einer Heiratsannonce kennt.

„Meiner Seel', 's is a fürchterlich's G'fühl,
Wenn man selber nicht weiß, was man will"

sagt *Nestroys* „Zerrissener", aber wer sollte eigentlich das „fürchterliche Gefühl" nicht haben? Es ist lächerlich und es ist wahr, daß das Wichtigste, um sich im Leben einzurichten, das Wissen darum ist, was man eigentlich, wahr und wirklich braucht, wünscht und haben muß, und daß dieses Wissen nur selten angetroffen wird.

Es ist der eine Punkt, über den jeder so ganz im klaren zu sein glaubt, daß er daran überhaupt nicht denkt und seine Irrtümer niemals bemerkt.

Natürlich, je primitiver die Wünsche, desto näher sind sie der Aufrichtigkeit und Selbsterkenntnis. Fast jeder weiß, was ihm schmeckt; die Mahlzeiten und das Gespräch übers Essen sind deshalb Ausruhstationen der Gemütlichkeit. Und doch gibt es schon bei diesem einfachsten, sozusagen paläolithischen Thema eine Unmenge von Verlogenheiten, Affektationen (siehe den oben erwähnten Knaben mit-ohne Baiser) und greifbaren Selbsttäuschungen. Man braucht nur an das diätetische Getue mit Vitaminen, Kalorien, Eiweiß, Kohlenstoff und hunderterlei Ähnliches zu denken, oder an das Gespreiz der persönlichen Eitelkeit mit dem, was man essen mag, was man nicht ißt, um keinen Preis anrühren darf oder möchte. Freilich kommt noch dazu, daß das Essen mit anderen, der Menschheit herzensnahen Betätigungen enge zusammenhängt, an denen offiziell kein unmittelbares Gefühlsinteresse bekundet werden darf.

Beim Trinken und Rauchen sind die Dinge weniger durchsichtig, weil es erst in späteren Jahren angenommene Gewohnheiten, *„acquired habits“*, sind, bei denen Vorbild und Beispiel, Tradition und Vorurteil von vornherein mitspielen.

Hierher gehört die oft gehörte und berechtigte Klage, daß die Bildung mit ihrem angelernten Urteil das naive Empfinden, ohne das eine echte Kunstfreude nicht möglich ist, totschlägt oder vielmehr in der Wiege erwürgt. Wenn den Buben die Indianergeschichten zusagen und gemäß sind oder eine schöne Historie mit recht viel Mord, Hinterlist und Edelmut, dann zwingt man sie, Eingelerntes über die Schönheiten Goethes nachzubeten, mit dem Erfolg, daß ihre Stellung statt durch das Werk selbst nur durch das Eingelernte bestimmt wird. Die Folgen sind Indifferenz oder Schlimmeres. Beginnt doch die beste Schillerbiographie mit den Worten: „Als Student war ich ein Schillerhasser.“ Es ist ein wundervolles Erlebnis, wenn man ein „Meisterwerk der Weltliteratur“ in die Hand nimmt und, alles vergessend, was man darüber gelesen, gehört oder selbst ge-

sagt hat, plötzlich entdeckt, wie lebendig und interessant und gut gemacht das ist, was man bisher mit Respekt und Abneigung betrachtet hat.

Man hat die Schule für vieles verantwortlich gemacht und neue Lehrmethoden versucht; aber die Ursache liegt tiefer — woher käme sonst die mit Phrasen genährte Begeisterung, das Kunstgejohle derer, die sich alles einreden lassen! Auch hier gibt es ein Gegenstück, das kokette „ich verstehe leider nichts von Kunst“.

Natürlich verliert jeder etwas, der sich fremde Bewunderung aufpfropfen und damit die Fähigkeit, seine Freude zu finden, aus der Hand spielen läßt. Aber es gibt noch schwerere Folgen des Nicht-Wissens, was man will, gleichviel, ob es von einem Nicht-Können oder Nicht-Wollen herstammt. Man kann die Menschen einteilen in jene Glücklichen, die an ihrem Beruf wirklich hängen, an ihrer Arbeit immer neue Freude haben, von jedem Leid und jeder Enttäuschung zu ihr fliehen, und in jene, die falsch gewählt haben und nun im Spinnennetz einer fremden, auferlegten Pflicht zappeln. Die einen sind Künstler, auch wenn sie nur Schuhe putzen; sie machen

ihre Arbeit nicht nur gern, sondern gut und leisten auf ihrem Gebiet Ausgezeichnetes, auch wenn sie sonst nicht gerade auf den Höhen der Menschheit wandeln. Die anderen sind ewige „kleine Beamte", mürrisch, enttäuscht, den Blick ständig nach der Uhr gerichtet, auch wenn sie außerhalb des Berufes alle mögliche Begabung zeigen. Darum ist es zu einem Berufswechsel für den, der seine wahre Neigung, das ist Befähigung, entdeckt hat, nie zu spät.

Die ärgste Gefahr ist nicht das unabsichtliche Danebengreifen, sondern die fatale Anziehungskraft der Gegensätze. Die Unduldsamen machen sich Toleranz und Nächstenliebe zur Lebensaufgabe, die sie mit Feuer verkünden, aber lieber mit Feuer und Schwert durchsetzen würden. Der Schüchterne muß den Aggressiven spielen, der Vorsichtige den Draufgänger; der Menschenfeind wird Familienvater, der Geselligkeitsmensch sucht das stolze Glück der Einsamkeit und der Melancholische umgibt sich mit ausgelassener Heiterkeit (fast alle großen Komiker sind depressiv). Die Gegensätze im Menschen sind nämlich von Anfang an sehr eng miteinander verbunden, ja

sogar verschwistert; eine Zeitlang stehen sie gleichberechtigt nebeneinander, doch schon ziemlich früh ergreift einer die Zügel und schließt den anderen von der Herrschaft aus. Nicht immer siegt der Stärkere, besser zum Regiment Befähigte.

Es ist schon viel, wenn einer weiß, ob er zu jenen gehört, bei denen das Vergnügen am Umgang mit den Mitmenschen nur dann vorhanden ist, wenn ihnen die Rückzugslinie ins Alleinsein jederzeit offensteht, während ihnen jede Minute erzwungenen Beisammenseins eine unleidliche Last bedeutet. Ohne dieses Vergnügen ist Wohlwollen, Anteilnahme, Freundlichkeit und ungezwungene Höflichkeit ganz undenkbar, und wenn sich ein Mensch dieser Art selbst in Familienbande schlägt oder sonst in Beziehungen verirrt, die ihn pausenlos festhalten, so wird er nicht nur mißlaunig, sondern auch bösartig gegen die unschuldigen Immergegenwärtigen. „Gassenengel, Hausteufel“ ist die Marke dieser verschlagenen Einsiedlerkrebse.

Die schönsten Widersprüche finden wir im Kapitel vom Sexualgeschmack, von der Auswahl und Bindung im Erotischen. Über das Geheimnis-

volle und Unerforschliche dieser Anziehungskräfte ist schon mehr als genug geschrieben worden (ein weiteres darüber im Kapitel von der Liebe), und doch meint jeder, wenigstens für den Alltagsgebrauch ganz genau Bescheid zu wissen, auch wenn ihn seine Erfahrungen immer wieder verblüffen.

Zu den Einflüssen von Vorbild und Tradition, von religiösen, moralischen und unmoralischen Belehrungen tritt hier noch ein weiterer, der gerade im Pubertätsalter und bald nachher, wenn diese Dinge ausgären und sich zu formen beginnen, besonders wirkungsvoll ist — der literarische. Für die sogenannte schöne Literatur ist — und sehr mit Recht — die Liebe das Hauptthema; auf dieser einen Seite spielt sie unendliche Variationen und gibt ihnen alle Inbrunst, deren sie fähig ist. Literarische Moden der Liebe haben sich aus dem Einwirken großer Meisterwerke auf die Zeitströmungen von der Zeit der Troubadours, von der „Nouvelle Heloise“ und von „Werthers Leiden“ an bis auf unsere Tage immer wieder gebildet und dem Liebesleben der Epoche — dem realen sowohl wie seinen Abspiegelungen in den

Erregungen und Phantasien der heranwachsenden Generation — seinen Stempel aufgedrückt. Alte Formen, die noch lebendig sind, und neue, die eben heraufkommen, streiten um die Führung; kein Wunder, daß sie die Jugendlichen, die noch an der Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung stehen, in eine Verwirrung ihrer eigenen, natürlichen Natur mit der literarischen, die sie sich angeeignet haben, stürzen, aus der sie sich vielleicht ihr Leben lang nicht mehr loswinden können.

Ein weiteres Problem sind die Verknäuelungen der Antriebe und Wünsche, die so schwer auseinander zu sortieren sind und doch, der allgemeinen Wertschätzung nach, so verschieden eingeteilt werden in himmlische, irdische, sehr irdische und unterirdische. Sie treffen manchmal bei derselben Person zusammen, die so zum Gegenstand eines *All-round*-Gefühles wird, aber das geschieht keineswegs regelmäßig oder mit der wünschenswerten Verläßlichkeit. Sehr oft gehen die verschiedenen Bindungen jede ihren eigenen Weg und verursachen dadurch böse Konflikte. Diese Situation ist wohlbekannt und unzählige Male geschildert worden, aber das wesentlichste Stück Er-

kenntnis fehlt noch immer, nämlich der Maßstab, mit dessen Hilfe man die relative Stärke dieser Triebanforderungen feststellen und sie untereinander vergleichen und abschätzen könnte. Statt dessen macht sich die Tendenz geltend, die Kraft und Bedeutung der höheren und dauernderen auf Kosten der irdischeren und vergänglicheren zu übertreiben. Dabei wird der Fehler begangen, ihre Vergänglichkeit aus der Tatsache des augenblicklichen Nichtvorhandenseins zu schließen, weil man glücklich ist, sie losgeworden zu sein, und sie niemals wieder sehen möchte. Diese Hoffnung trügt aber regelmäßig, denn sie sind vergänglich wie das Laub an den Bäumen, die sich in jedem Frühjahr frisch begrünen.

All das hat zur Folge, daß Wahl und Bindung, wenn auch mit dem Anschein gepeitschter Leidenschaft und Ausschließlichkeit vollzogen, keinerlei Glücksgefühl, keine wirkliche Befriedigung ergeben, weil der Wählende selbst nicht weiß, was für ihn gut ist. Die so Enttäuschten meinen dann, daß sie von der Natur vernachlässigt und nicht mit wahrer Liebesfähigkeit ausgestattet seien, oder sie kommen gar zu der Folgerung, die ganze

Sache mit dem großen Liebesglück sei literarisches Gerede und poetische Übertreibung und es lasse sich auch so ganz gut leben. Besonders häufig widerfährt das Frauen, die nach der ersten oder zweiten Enttäuschung resignieren und von da an fremdes Liebesglück mit einer Mischung von Unglauben und Übelwollen betrachten. Sie ändern sich sozusagen über Nacht, wenn es schließlich trotzdem gelingt, den Richtigen und das Richtige zu finden.

Der Kampf, in dem das Höhere im Menschen mit dem Niedrigen liegt — bald an dieser, bald an jener Stelle, aber fast unaufhörlich —, ist die eigentliche Ursache, daß die Vertrautheit mit dem eigenen Ich so leicht ungemütlich wird. Er heißt in der Sprache der Moral der Kampf zwischen Gut und Böse; in der Psychoanalyse spielt er als Konflikt zwischen Triebanspruch und Verdrängung eine große Rolle und ist nebenbei das Hauptthema der Kulturgeschichte und der umliegenden Gegenden. Sein überraschendster Aspekt, den auch die Psychoanalyse nur sehen kann, wenn sie sich auf den Kopf stellt (der wissenschaftliche Name dieser Akrobatik ist „Theorie

der Ichstruktur“), ist dieser: Es gibt nicht nur Wünsche und Triebe, von denen das Ich nichts oder viel zu wenig weiß, sondern auch in Dunkel gehüllte Verbote; nicht nur, was wir möchten, sondern auch, was wir nicht dürfen, bleibt uns zuweilen unbekannt.

„Privateigentum ist Unsinn oder Schlimmeres. Damit muß aufgeräumt werden.“

„Sie halten es also für eine verdienstliche Tat, dem Reichen seinen Überfluß wegzunehmen?“

„Unbedingt.“

„Also: Sie befinden sich im Hause eines reichen Mannes, allein mit ihm. Es ist gespielt worden, er hat gewonnen. Sein Gewinst liegt noch ungezählt auf dem Tisch. Er hat das Zimmer verlassen, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Sie überrascht werden. Sie hören, er hat sich für kurze Zeit eingesperrt — Sie brauchen nur zum Tisch zu gehen, einen Schein aus dem Haufen zu nehmen und ihn einzustecken. Keine Möglichkeit einer Entdeckung, nicht der leiseste Verdacht fällt auf Sie. Werden Sie's tun?“

„Mh — ah — ich glaube doch nicht.“

„Sie wissen, daß er das Geld nie vermissen

wird. Sie wollen es nicht für sich verwenden, sondern einer bedürftigen Familie aus der Not helfen. Werden Sie's tun?"

„Ah — mh — ich sehe natürlich ein, daß es Unsinn ist, — aber ich kann nicht stehlen."

Ein andermal: „Es ist doch merkwürdig; ich bin nicht im mindesten gläubig, aber wenn ich eine Kirche betrete, muß ich das Kreuz schlagen, wie ich es als Kind gewohnt war. Ich kann mich natürlich zusammennehmen und es nicht tun — aber dann fühle ich mich unruhig und innerlich unsicher, bis ich es doch tue."

Wieder ein andermal: „Sie haben einen verhaßten Feind, der Ihnen noch viel Übles antun kann. In der Phantasie haben Sie ihn schon tausendmal totgeschlagen. Wenn Sie nur den Wunsch zu äußern hätten, damit er wirklich und allen Ernstes umgebracht wird, was würden Sie tun?"

„Der elende Hund . . .! Nein, wenn er es auch reichlich verdient hat, damit will ich nichts zu tun haben."

Wieder ein andermal: „Sie haben alle gekrönten Häupter verspottet, alle Staatsmänner kari-

kiert, allen Berühmtheiten Sottisen gesagt. Jetzt stellen Sie sich mal vor diesen Herrn hin und sagen: „Du alter Ochse!"

„Aber — das ist doch — mein Onkel."

Und wieder ein andermal: „Vor dem Ehebrechen haben Sie doch noch nie Bedenken gehabt. Warum sind Sie dieser kleinen Frau gegenüber so schüchtern?"

„Ja, sehen Sie, das ist so eine Sache. Ihr Mann war nämlich vor vielen Jahren, auf der Schulbank noch, mein bester Freund."

Und wieder: „Können Sie nicht den Mund halten? Sie haben doch da ganz unnötigerweise Dinge ausgeplaudert, die Ihnen noch sehr unangenehm werden können."

„Ich weiß, ich weiß — und so ein fürchterlicher Wahrheitsfanatiker bin ich auch gar nicht. Aber manchmal kann ich das, was ich verschweigen möchte, nicht hinunterdrücken — es muß einfach heraus."

Und ein letztesmal: „Hier sind zehn Dollar für Ihre Wohltätigkeit, wenn Sie mir erlauben, Ihren Schreibtisch umzuräumen und ihn drei Tage so zu lassen."

„Lieber geb' ich das Geld selbst her. Ordnung muß sein."

Es gibt eben geschriebene und ungeschriebene Gesetze, und die ungeschriebenen werden oft pünktlicher befolgt als die verlautbarten und öffentlich anerkannten. Kindesweglegung und „du sollst nicht mit dem Messer essen", Urkundenfälschung und „du darfst nicht ohne Streichholzschachtel ausgehen", stehen nebeneinander, durcheinander; dann eine Unmenge von Geheimparagraphen, die man befolgt, ohne sie zu kennen, weil man von der unsichtbaren Angst, der Hüterin dieser Gesetze, schreckhaft angeweht wird. Das sind die offenen Türen, hinter denen ein Stück Freiheit des Ichs eingesperrt liegt. Das arme Ich zwängt sich dann lieber durch zwischen Sollen-müssen und Dürfen-können.

DRITTES KAPITEL

DIE ANDEREN — AUF DISTANZ GESEHEN

Wie werden uns die Mitmenschen behandeln? Von der Antwort auf die Frage, wieviel Gutes und Böses, welches Maß von Liebe oder Haß, welchen Grad der Anteilnahme oder Interesselosigkeit wir zu erwarten haben, hängt der größte Teil unseres Schicksals ab. Wer das unrichtig abschätzt, hat es im Leben schwer, wenn er nicht zu jenen Ausnahmsmenschen gehört, die fernab vom Weltlauf wohnen. Leider muß man sich die Antwort selber suchen, denn die fertiggemachten und vorrätigen widersprechen einander zu sehr, um Vertrauen einzuflößen: auf der einen Seite die Sammlung großer Weltversöhnungsgemälde, himmelblau in blaßrosa, mit der Überschrift „Die Menschen sind gut“ — meistens wird vorsichtsweise hinzugesetzt

„im Grunde“ —, auf der anderen eine Kette von unangenehmen Wahrheiten, die mit dem Satze abschließt: *Homo homini lupus*, der Mensch ist zum Menschen wölfisch.

Sich in solche Fragen einzulassen und Partei zu ergreifen, ist Temperamentssache; wirklicher Vorteil ist damit, ob man so oder so antwortet, nicht zu gewinnen. Vielmehr ist hier die richtige Stelle für die praktische Nutzanwendung der Selbsterkenntnis: „Was ich will, daß ich's anderen tu, das fügen sie mir selber zu.“

Von den Schwierigkeiten ist schon gesprochen worden, aber wie sieht der Lohn aus? Der Tiefblick des Seelenlesers, das untrügliche Auge des Menschenkenners? Kaum, aber es ist schon etwas, wenn man einen persönlichen, festen und doch nicht engherzigen Standpunkt hat und nicht von der eingelernten Vorstellung einer allgemein verbreiteten Menschenliebe plötzlich hinüberschwenkt zu Menschenhaß und Reue. Von einer Mittelstellung aus ist es leichter, den Einzelfall nach Wert und Würden einzuschätzen.

Die kleinsten Anzeichen, das hat *Freud* uns sehen und einsehen gelehrt, sind die verräte-

rischesten und deshalb die wichtigsten. Was noch sehr ferne von Plan, Absicht und bewußtem Wollen ist, was selbst als dunkles Gefühl noch kaum wahrgenommen wird, aber sich eines Tages bestimmt zum Licht durchringt und dann als fertige, unangreifbare Entscheidung hervortritt, das zeigt sich an kleinen Vergeßlichkeiten, an unbedeutenden Fehlgriffen, an Störungen bei den alltäglichsten Verrichtungen und an allerhand sogenannten „unabsichtlichen" Bewegungen bereits an. Wie dich einer begrüßt, ob er vergißt, dir die Hand zu geben, ob er an deiner Tür seinen Schlüssel hervorzieht, ob er sich auf deinen Namen besinnen muß oder sich deine Hausnummer gemerkt hat, ob und was er bei seinem ersten Besuch liegen läßt, was er verschüttet, verliert, zerbricht oder fallen läßt, — das und tausend Ähnliches, manches davon so mikroskopisch klein, daß es kaum in Worte gefaßt, nur gefühlsmäßig wahrgenommen werden kann, — gibt dir die Auskunft darüber, wessen du dich von ihm zu versehen hast.

Wie jeder Entdeckung ist auch dieser das Los gefallen, mißverstanden und unrichtig angewendet zu werden.

Solche „Fehl- und Symptomhandlungen" — das ist ihr Name in der Psychoanalyse — tragen ihren Sinn nicht offen zur Schau; das Unterdrückte wird durch sie meist nur mittelbar ausgesprochen. Manche sind leicht enträtselbar, andere kehren so oft in typischer Form wieder, daß ein Wahrscheinlichkeitsschluß erlaubt scheint, aber Sicherheit läßt sich erst durch „Deutung" gewinnen, ein Verfahren, das gelernt sein will, und bei dem man die bereitwillige Mitarbeit des anderen nicht entbehren kann, — was natürlich unserem Zweck zuwiderläuft. So bleibt alles zweifelhaft — die Fehlhandlung mag einen anderen Sinn haben als den wahrscheinlichen oder durchschnittlichen, sie kann an die Adresse eines dritten gerichtet sein, für den du vorübergehend als Ersatzperson einzustehen hast. Damit scheint der praktische Wert der Entdeckung sehr herabgesetzt, ist es aber keineswegs. Solche kleine Anzeichen gibt es nämlich in Vielzahl und Vielgestalt: „Aus allen Poren quillt den Menschen der Verrat." Wer gelernt hat, auf diese Dinge aufmerksam zu sein, dem springen sie ungesucht von allen Ecken und Enden entgegen. Wenn sich nun,

wie es nicht selten geschieht, an die erste „Symptomhandlung“, die einen bestimmten Sinn zu verraten scheint, eine zweite anschließt, die Ähnliches besagen könnte, und an diese eine dritte, bis eine ganze Gruppe gleichgerichteter beisammen ist, dann darf man der Wahrheit, die diese Übereinstimmung ausspricht, ohne viel Skrupel vertrauen.

Eine gute und beliebte Methode, sich die Vorteile dieser neuen Einsicht wieder entgehen zu lassen, ja sie in Nachteil zu verwandeln, besteht darin, sie nicht ernst zu nehmen. Diese kleinen Widersprüche zwischen dem bewußt Gewollten und dem, was durch die Einmischung des Gegenwillens daraus wird, sind oft sehr komisch, und die Versuchung, Psychologisches nicht schwer zu zu nehmen, besteht ja überall. Anstatt als wertvolle Erkenntnis wird der Fund zur „harmlosen Neckerei“ benützt. Es gibt aber, ein für allemal, keinen harmlosen Spott, am wenigsten dort, wo Unbewußtes hineinspielt. Es ist eine Taktlosigkeit, das hervorzuzerren und auszubreiten, was der andere verborgen halten und nicht wissen will, und sie wird sich später rächen.

Der größte Fehler liegt aber doch darin, die Dinge, weil sie klein sind, für kleinlich zu halten und für unernst, weil sie komisch aussehen. Es ist aber keineswegs „psychoanalytisch", mit diesen Beobachtungen und ihren Deutungen hausieren zu gehen und die Leute, denen Fehlhandlungen unterlaufen sind, darauf aufmerksam zu machen und ihnen von ihren „Verdrängungen" zu erzählen. Es ist im Gegenteil sehr unpsychologisch und unpsychoanalytisch, denn es beweist, daß man von der wahren Tragweite dieser Zeichen keine Ahnung hat. Psychoanalyse und Takt treffen hier, wie so oft, zusammen und raten gemeinsam, gerade für das Kleinste und Unbedeutende offene Augen und Ohren zu haben, seine Schlüsse für sich selbst zu ziehen und im übrigen den Mund zu halten.

Der Psychoanalytiker, wie er in Romanen und Theaterstücken vorkommt, ist allerdings stets ein Musterstück vollendeter Taktlosigkeit, während der wirkliche Analytiker, dem es ja oft genug begegnet, daß er um derartige Deutungen gefragt oder selbst gedrängt wird, längst gelernt hat, daß es manchmal klüger ist, sich dümmer zu stellen,

als man ist. Die meisten von uns haben sich für solche Situationen eine Methode des höflichen Ausweichens ein für allemal zurechtgelegt.

Den Rat, die kleinen Fehlhandlungen nicht allzu leicht zu nehmen, braucht man denen nicht erst besonders ans Herz zu legen, die von solchen Fehlhandlungen betroffen werden, die darunter leiden, weil die Tendenz sich gegen sie richtet. Das Mädchen, deren Anbeter unpünktlich zum Stelldichein kommt, die Frau, deren Mann die gewohnte Aufmerksamkeit zum Hochzeitstag vergißt, die Dame, deren Kavalier ihr Kleid besudelt, sie wissen alle genau, woran sie sind; sie brauchen darüber nicht erst in psychoanalytischen Büchern nachzulesen und lassen sich durch die schönsten Begründungen wie Zerstreutheit, Arbeitsüberhäufung oder Migräne nicht trösten. (Die hier gewählten Beispiele sind alle von der weiblichen Seite, weil die Frauen in Sachen der intuitiven Psychologie weit voranstehen.) Leider dauert diese Einsicht nur solange, als der Betreffende selbst der Betroffene ist. Sobald das vorbei ist, wechselt er auf die andere Seite hinüber und kann es nicht verstehen, wie man über eine

kleine Vergeßlichkeit oder Ungeschicklichkeit, die ihm passiert ist, verstimmt sein kann.

Das konsequente Nichtgeltenlassen der Fehlhandlungen heißt Disziplin. Die Knöpfe haben geputzt zu sein, zum Donnerwetter, ob der Rekrut verliebt ist, oder ob seine Mutter im Sterben liegt. Die Pflicht des Pädagogen ist es, dergleichen Symptomen seine beste Aufmerksamkeit zu schenken. Wie die Erziehung diese beiden Gegensätze vereinigt, ist ihre Sache.

Im Verhältnis zu den Untergebenen hat man zwischen diesen beiden Wegen zu wählen, doch ist es ratsam, bei dem einmal gewählten zu beharren. Wo man auf Entfernung einer größeren Anzahl gegenübersteht, wird es leichter sein, zu imponieren und sich auf die Disziplin zu stützen. Mit dem einzelnen, mit dem man in intimer Berührung zusammenlebt, ist das untunlich, da bekanntlich keiner vor seinem Kammerdiener ein Held ist. Wer den häuslichen Frieden schätzt und gut bedient werden will, wird besser tun, auf die kleinen Anzeichen zu achten und seine Anforderungen danach einzurichten; er kann dann sein Personal richtig behandeln, ohne auf Vertraulich-

keiten oder gar Klatsch angewiesen zu sein, und weiß auch, wann es an der Zeit ist, einmal die großen Register zu ziehen.

Dies ist der erste Teil des Rezeptes zur allgemeinen Beliebtheit: Laß dir von keiner Größe imponieren! Ob du mit einer Prinzessin zu tun hast oder mit einem „Fürsten im Reiche der Geister", achte auf die kleinen menschlichen Züge und halte dich an diese. — Übersieh' aber auch den Geringsten nicht und hab' einen Gruß für ihn und einen Dank für jede kleine Dienstleistung. Oder, mit einem Dichterwort und darum kürzer und eindringlicher gesagt: Bemühe dich, die „Menschen menschlich zu sehen"!

Der zweite Teil des Rezeptes ist schwieriger, denn er läßt sich nur von dem handhaben, der tief davon durchdrungen ist, daß die Menschen sich im allgemeinen nur wenig für andere, aber sehr viel für ihre eigenen Eigenschaften und Angelegenheiten interessieren. Wer sich darauf einrichten kann, der wird es leicht haben, den Ruf zu erwerben, daß seine Unterhaltung besonders interessant und anregend sei. Viele werden kommen, um ihn um seinen Rat zu fragen, und be-

friedigt von hinnen gehen, denn es kostet ihn weder Scharfsinn noch Mühe, das herauszuhören und ihnen anzuraten, wozu sie sich bereits entschlossen haben. Er braucht auch keine Angst davor zu haben, sich ungezählte Male zu wiederholen, es wird seine Beliebtheit nur steigern. Ich weiß von einem Freund, der lange Zeit bei einer älteren Verwandten Tischgast war. Als kluger Mann lobte er alles ausnahmslos, was sie nicht hinderte, nach jeder Mahlzeit sein Urteil zu befragen und davon beglückt zu sein. Das zehnjährige Ausbleiben von Tadel jeder Art hatte sie gegen sein Lob weder mißtrauisch machen noch abstumpfen können, und seine Wünsche wurden mehr beachtet, als wenn er versucht hätte, sie mit begründeter Kritik durchzusetzen. Wer so gute Ohren für das Menschliche hat wie *Theodor Fontane*, der kann eine gelegentlich entschlüpfende Wahrheit erwischen und zu seiner Erheiterung festhalten. Er traf einen Bekannten, der sich nach seinem Befinden erkundigte, ihn jedoch, als er davon zu erzählen begann, mit den Worten unterbrach: „Aber sprechen wir von Interessanterem . . .“

Ohne Interesse für einander sind die Menschen freilich nicht. Selbst bei flüchtigster Begegnung, im Vorübergehen, spinnen sich die zarten Fäden einer Beziehung von einem zum andern, die freilich schnell wieder abreißen. Doch gehört merkwürdig wenig Zeit dazu, die Fäden festzuknüpfen, und der erste Eindruck ist oft auf weit hinaus bestimmend, nicht nur bei dem berühmten *coup de foudre* der Liebe.

Bereitschaft zur Anteilnahme ist an allen Ecken und Enden vorhanden, und schon der kleinste Funke kann sie wie ein Häufchen Schießpulver aufflammen lassen. An den einfachen, offenbaren und bis zum Überdruß durchgekäuten Motiven, wie Eigennutz und Vorteilsjägerei, wollen wir vorbeigehen. Was dann an die Reihe kommt, sind natürlich die Leidenschaften in tausenderlei Formen und Farben, Verwandlungen des Eros, der uns vom ersten Atemzug an in seinen Netzen hält. Die Abhängigkeit von der Elternliebe, Geschwisterneid, die ersten Genüsse und Enttäuschungen der Kindheit erstrecken sich durchs ganze Leben hin und kehren immer wieder, um mit neuem Personal, mit veränderter Szenerie die-

selbe alte Komödie aufzuführen; jeder, der ahnungslos in den Zauberkreis tritt, wird Mitspieler und damit eine interessante Figur. Die sogenannten „rein sachlichen Beziehungen“ werden von Bindungen durchzogen, die auf Längstvergangenes gegründet sind und von ihm Farbe und Glanz erhalten, wie die zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Kollegen und Kameraden oder selbst zwischen Verkäufer und Kunden. An allerhand Umwegen, auch über leblose Dinge, fehlt es nicht. Wer einen Gegenstand besitzt, um den ihn ein anderer beneidet, der kann ganz sicher sein, daß jede Seite seiner Persönlichkeit, jede Episode seiner Existenz, mit nimmermüdem Eifer aufgespürt und erörtert wird — besonders, wenn der andere eine andere ist.

Damit ist ein weites Gebiet abgesteckt, innerhalb dessen sich alle kennen und — wenn auch nicht stets auf freundliche Weise — begrüßen. Es gibt aber ein noch viel größeres Terrain, auf dem die gegenseitige Anteilnahme fest verbürgt ist. Wir nennen es Mitleid, wenn wir die Schmerzen eines anderen Menschen miterleiden, so oder

fast so, als wären sie uns selbst zugefügt worden; wir haben dabei nicht die Wahl, ob wir mitleiden wollen oder nicht, — wir müssen oder müssen nicht. Nicht nur das Leid hat solche Ausstrahlungen: So gut wie Mit-Leid und Mit-Freude gibt es, wenn auch in weniger durchsichtiger Weise, einen Mit-Haß, Mit-Neid, Mit-Fanatismus, eine Mit-Eifersucht, Mit-Begeisterung und Mit-Angst, kurzum alle Sorten und Möglichkeiten von Mit-Leidenschaft, mit allen Merkzeichen einer ursprünglichen Passion wie Spannung, Unbehagen, Ruhelosigkeit und Urteilstrübung. Diesen Vorgang, bei dem eine fremde Leidenschaft übernommen wird wie eine Ansteckung (es kommen auch Epidemien vor), nennt die Psychologie Identifizierung; er vollzieht sich nach eigenartigen, nur wenig bekannten Gesetzen. Man wird erwarten, daß die Identifizierung die Folge des Interesses sein werde, das wir an einem Menschen nehmen. Das geschieht auch häufig genug, aber noch viel öfter geht es umgekehrt zu: Wir identifizieren uns aus einer uns nicht bewußten Gemeinsamkeit heraus und erwerben so Interesse an Menschen, die uns sonst und bis dahin gleich-

gültig waren. Das unbekannt Gemeinsame mag eine bestimmte Situation sein oder ein Stück der Vergangenheit, ein Charakterzug, Haß oder Liebe gegen eine dritte Person, eine Geschmacksvorliebe oder die Kragenweite, kurzum allerhand sehr Verschiedenes; aber am sichersten und am intensivsten tritt die Identifizierung dort ein, wo etwas, was bei dem einen im Keim vorhanden war, aber durch die Entwicklung erstickt wurde, von dem anderen voll aus- und durchgelebt worden ist.

Darum finden alle, die ein spießbürgerliches Element in ihrer Natur haben —, also die große Mehrzahl —, einen Anlaß zu geheimer Identifizierung, wo immer einer eine Voll-Leistung vollbringt, etwas Größtes, Höchstes, Schwerstes, Maximales durchsetzt, kurzum das tut, was man im Sport einen Rekord aufstellen nennt. Was das Wesen, der Grund und der Nutzen dieser Leistung ist, das bleibt nebensächlich, dagegen wird die Identifizierung zum glühendsten Interesse gesteigert, wenn die Tat noch mit einem jener mächtigen Urinstinkte zusammenhängt, die in unserer Zivilisation eingeengt und unterdrückt werden und deshalb am meisten auf das Ausgelebtwerden auf

dem Umwege der Identifizierung erpicht sind. Hat das Geleistete oder Geschehene etwas von Blutgeschmack und Grausamkeit an sich oder das Aroma der Erotik, dann bleibt die Identifizierung nicht bei bloßem Interesse stehen, sie wird bis zur Versenkung in das minutiöse Detail getrieben, und was so in Erscheinung tritt, heißt: Sensation.

Es ist deshalb sehr unrecht von den Forschern und Erfindern, den Gelehrten und Philanthropen, — kurz von allen jenen, die man späterhin „Wohltäter der Menschheit" nennt, — wenn sie sich beklagen, daß sie und ihr Tun nur einen minimalen Bruchteil der Anteilnahme erhalten, die denen blüht, die freiwillig oder unfreiwillig eine Sensation bieten: Boxkämpfer, Kinostars, Tyrannen, Lustmörder, Rennfahrer und -flieger, Kinderentführer, Millionärsehepaare im Scheidungsprozeß usw. Die ersteren wirken nur auf den Verstand und bleiben deshalb für das Gefühl blasse und schattenhafte Gestalten, bis eine spätere Geschichtsschreibung oder — ein zeitgenössischer Preßagent einen sensationellen Zug in ihr Bild malen. Die anderen aber, die Sensationellen, sättigen einen ewig hungrigen Gefühlsanspruch, wenn

man sie recht lebendig, wie aus nächster Nähe, besehen oder noch besser beschnüffeln kann, denn das fördert das Sich-Einleben. Es ist weder trauriger Zufall noch Geschmacksverirrung, sondern Gesetzmäßigkeit, daß diese Dinge den Hauptinhalt fast aller Zeitungen und Zeitschriften ausmachen, daß sie es sind, die Theater, Kino, Sportarena und Gerichtssaal füllen. Schließlich, wenn man es recht bedenkt, sind und waren sie von je das eigentliche Thema auch für das, was unter dem Namen Poesie und schöne Literatur geht.

Ein Künstler hat mit einem minderjährigen Modell das getrieben, was das Gesetz „Unzucht" nennt. Schrecklich, die ganze Stadt ist auf und kann nicht genug darüber erfahren, aus Teilnahme mit dem verdorbenen, geschändeten jungen Menschenleben. Eine schwer tuberkulöse Frau muß im selben Zimmer mit ihren sechs kleinen Kindern schlafen. Jeder gibt gern seinen Groschen, um von der Geschichte nichts mehr hören zu müssen.

Das alles ist nicht rätselhaft, wenn man sehen kann, daß die Identifizierung, gewürzt mit Aggression oder Erotik, die treibende Kraft dabei ist. Solche Identifizierungen geschehen natürlich nur

sehr teilweise, gerade mit diesem oder jenem besonders anziehenden Stück, und stehen überdies auf der Kippe, weil ein bißchen böses Gewissen doch auch immer dabei ist, das dazu führen kann, daß das Interesse in Ablehnung und Abwehr umschlägt. Kein Wunder, daß diese Sensationen bald untergehen oder einander in schneller Folge ablösen. Doch sind auch vollständigere und dauerhafte Identifizierungen nichts Seltenes, die ein das ganze Leben durchwärmendes Interesse hervorrufen.

Wie verträgt sich das alles, die Anteilnahme aus Eigennutz, Leidenschaft und Identifizierung mit dem früheren Satze, der Einsichtige dürfe kein Interesse erwarten? Diese drei (im psychoanalytischen Fachjargon heißen sie Ichtriebe, Libido und narzißtische Identifizierung) umfassen allerdings ein sehr weites Gebiet, das noch weiter wird dadurch, daß niemand imstande ist, seine Grenzen abzustecken, so daß man nie weiß, ob man es nicht schon betreten hat, — aber so weit das Land ist, es ist doch nicht unendlich, und irgendwo fangen doch die Gebiete an, die bestimmt nicht mehr dazugehören. Damit ist ge-

meint, daß die seelische Hör-, Seh- und Riechweite über diese Grenze hinaus nicht reicht, weshalb die Menschen von jenseits und ihre Angelegenheiten nicht mehr wahrnehmbar sind. Diese Grenzen sind je nach der Persönlichkeit sehr verschieden gezogen, aber oft enger, als man glauben möchte, und immer enger in der Praxis als in der Theorie.

Man kann sich aus diesem Sachverhalt auch das Gute nehmen, daß man — aber nur, solange man wirklich „fremd“ ist, — ziemlich sicher ist, unbemerkt zu bleiben. Es ist unglaublich, wieviel die Menschen nicht sehen, wenn sie nach keiner Seite hin interessiert sind, — fast ebensoviel wie dort, wo sie übersehen wollen.

Und damit sind wir beim dritten Punkt des Rezeptes zur Beliebtheit angelangt, beim dritten, der selbstverständlich der schwerste ist. Er heißt: in die richtige Identifizierung einsteigen. Ist man einmal drin, so ist es Kinderspiel, das Ziel zu erreichen; aber wenn man die richtige verfehlt hat, so ist es schwer, fast unmöglich, umzusteigen.

Am besten hat es der, der eine Hülse vorfindet, gewissermaßen die Larve einer geliebten Person

der Vorzeit — die aber noch ruhig unter den Lebenden wandeln kann —, in die er mit einem Teil seines Selbst, sei er innerlich oder äußerlich, hineinpaßt. Keiner darf daran Anstoß nehmen, daß er die Zuneigung nur als Erbteil eines Vorgängers erhält; jede Gefühlsbindung geht auf eine frühere zurück, nur eine Mutter hat das Recht, erste Ansprüche zu stellen.

Manche Ausgangspositionen sind so günstig, daß es genügt, nichts zu verderben, um Beliebtheit, wenn nicht mehr, zu ernten, z. B. Lehrer und Schülerin; andere haben besondere Schwierigkeiten, wie der Verruf der Stief- und Schwiegermütter beweist.

Die Austeiler von Strafen sind nicht notwendig unbeliebt, wenn sie über einige Bonhommieallüren verfügen. Hingegen ist der dem höchsten Vorgesetzten zunächststehende immer verhaßt; er wird zum Sündenbock gemacht für alles Unerfreuliche, das von oben kommt, selbst wenn ihn der Chef — wie er wohl meistens tut — nicht dazu benützt. Ein General Napoleons soll gesagt haben, daß man jeden Generalstabschef jederzeit standrechtlich erschießen lassen könne.

Die andere Chance ist die der unmittelbaren Identifizierung, die am leichtesten vonstatten geht, wenn einer als Vorbild und Muster — bloß nicht zu musterhaft — gelten kann. Es muß sich aber um etwas handeln, wozu die übrigen eine wirkliche, nicht bloß nachgeplapperte Lust haben. Also bei den meisten Menschen Sport und Athletik, nicht Kunst und Literatur; denn so stark und gewandt möchte jeder sein, ob es sich aber verlohnt, durch das Schreiben von Versen auf die Nachwelt zu kommen, das ist keine so einfache Frage. Wir belächeln die Anbetung der kleinen Jungen für ihre Fußballhelden, aber wir behalten genau dieselbe Fähigkeit zum Heroenkult, wenn wir sie auch mit mehr Zurückhaltung zeigen.

Gemeinsame Interessen lassen sich immer finden, wenn man den guten Willen hat, — Briefmarkensammeln, Sport, Sprachreinigung, Kino, Vegetarismus, politische Partei, Loge, Kirche — es kommt immer nur darauf an, den Anfang an der richtigen Stelle zu finden, ob im großen oder kleinen, tut nichts zur Sache.

Ein Umstand, der geeignet ist, alles zu verderben, wird oft übersehen, weil ihn nur wenige hin-

reichend kennen. Wer versucht, sich anzugleichen („komm und identifiziere dich mit mir"), der muß wissen, daß Gleichheit gut ist, aber Ähnlichkeit das Schlechteste. Ähnlichkeit fordert zum Vergleich heraus, und hat man erst begonnen zu vergleichen, so fallen die Unterschiede, und seien sie noch so unbedeutend, riesengroß in die Augen. Ein schroffer Gegensatz ist viel anziehender als eine Ähnlichkeit. Der fromme Katholik und der Atheist können Gefallen aneinander finden, zwei eifrige Protestanten etwas verschiedener Richtung nie. Diese Erfahrung — sie heißt in der Psychoanalyse „der Narzißmus der kleinen Unterschiede" — gilt überall, bei politischen Glaubensartikeln wie im Verhältnis der Nationen, in Sachen des Geschmacks so gut wie in der Wissenschaft. Wer sich also in einer bestimmten Frage — nehmen wir an aus inneren Widerständen — nicht bis zur völligen Gleichheit der Gesinnung oder Auffassung durchringen kann, der lasse die ganze Sache womöglich unterwegs, sonst wird er seiner Beliebtheit in dem Kreis, in den er freundlich aufgenommen werden möchte, durch solche Halbheit weit mehr schaden als nützen.

Wer sich selbst einigermaßen kennt, wird sich darüber im klaren sein, daß der Mensch, auch wenn er „im Grunde“ gut sein mag, doch keineswegs eine ungefährliche und harmlose Kreatur ist. Im Gegenteil, er steckt voll dunkler Ecken und Winkel, aus denen jederzeit etwas Feindseliges herausspringen kann: Widerspruchsgeist, gestörte Pedanterie, verletzte Eitelkeit, Gehässigkeit, Rachsucht, das Vergnügen, seine Macht zu zeigen, reine Angriffsfreude und Lust am Quälen (die oft mit Selbstquälerei einhergeht). Da man sich trotzdem nicht davon abhalten lassen kann, die Tiere zu füttern und zu berühren, ist Vorsicht am Platz (am allermeisten den Leuten gegenüber, denen ein unverdientes Unglück angetan wurde, z. B. einer zu früh gealterten schönen Frau). Wer an neue, ihm noch unbekannte Menschen eine freundliche Annäherung versucht, sei nicht allzu „gewinnend“, nicht ungestüm liebenswürdig. Lieber zu wenig tun als das Falsche. Eine Ausnahme gilt nur für jene wenigen, die wirklich allen Menschen gut sind. Sonst ist eine Freundlichkeit, die ständig ihre Temperatur übertreibt, schlechter als gar keine.

Wenn man eine Menge fesseln will, muß man sich ihrer Aufmerksamkeit aufdrängen, vielgeschäftig sein und dick auftragen; dem einzelnen gegenüber ist das Verfahren anders.

Am besten fährt, wer zu „sondieren“ weiß, d. h., die kleinen Anzeichen beachtet und versteht, und der darüber hinaus dessen eingedenk ist, wie stark der „Gegenwillen“ sich jedem fremden Willen, sei er noch so freundlich und wohlwollend — „ich will doch nur dein Bestes“ ist ein von der Kinderstube her verhaßtes Wort“ —, in den Weg stellt. Man führt nur solange sicher, als man dem Geführten des Gefühl zu lassen vermag, daß er nur seinem eigenen Willen folge; alles andere ist Unterwerfung, die jeden Augenblick in Auflehnung umspringen kann. (Auch Autoren machen ihre Leser manchmal dadurch widerspenstig, daß sie sich ihnen zu sehr aufdrängen.)

Anhang für die durch unbekannte Gesichter leicht Eingeschüchterten: Sie mögen nicht vergessen, daß man von jedem, auch von dem Fremdesten, eine ganze Menge weiß, nämlich weil und insoweit er menschlich ist, und von den Vertraute-

sten doch nur recht wenig; der Unterschied ist darum nicht allzu groß.

Auch ein „Bund der Herzen", der Einfluß einer tiefen und dauernden Freundschaft ist nicht imstande, die Grundlinien eines Charakters zu ändern und die Mauern, die um jede Menschennatur gelegt sind, niederzureißen. Gerade bei den Nachgiebigen und Opferbereiten sitzt irgendwo, an unvermuteter Stelle, ein Widerstand, der respektiert werden muß. Der Versuch, jemanden zu etwas zu drängen, was ihm absolut nicht liegt, endet regelmäßig mit einer Niederlage — entweder glatte Abweisung, oder er tut zwar sein Bestes, aber — natürlich unabsichtlich — so, daß daraus das Schlimmste wird. Es verlohnt ein eigenes Studium: zu wissen, was die uns freundlich Gesinnten uns gerne gewähren und was sie uns abschlagen werden, weil sie eben nicht anders können. „Ich bin mit Vergnügen bereit, für dich mein halbes Vermögen zu riskieren, aber dir mein Rasiermesser leihen — dein neues Buch lesen — für dich zu Herrn N. sprechen? Nein, unmöglich!"

Ein Zyniker könnte fragen: „Wenn jeder nur

das tut, was er gerne tut, wo ist dann Ursache zur Dankbarkeit?“ Zyniker haben gewöhnlich recht, wenn sich erst die Zähne ihrer Logik etwas abgestumpft haben. Dankbarkeit zu erwarten oder gar zu fordern, ist nicht nur ein Irrtum, sondern ein Unrecht, denn sie gehört zu den seltenen und feinen Dingen wie eine Alpenblume, die ausnahmsweise in der Niederung blüht. Für alles, was sich um den Durchschnitt herum bewegt, ist die Erinnerung an vergangene Hilfsbedürftigkeit peinlich und beleidigend, was sich in bösen Fällen bis zur Rachsucht steigern kann. Daneben gibt es noch die Gruppe jener, die sich nicht darum scheren, wo es herkommt, und mit ihrem „Vergelt's Gott“ jederzeit bei der Hand sind.

Umgekehrt steht es mit den Wohltaten, die man erwiesen hat; an die läßt sich jeder gerne erinnern, und sei es auch durch eine neue Bitte. Wer es versteht, so zu empfangen, daß der Geber daran seine Freude hat, kann von einer einmaligen Gefälligkeit her eine Art Schützlingsanspruch ausbauen und dem Helfer das Vergnügen an der Wohltäter- und Beschützerrolle beibringen.

Damit sind wir bei der Eitelkeit angelangt, die

das eigentliche Thema für ein Lehrbuch über den Umgang mit Menschen sein sollte. Jetzt müßte eine Aufzählung und Einteilung der verschiedenen Eitelkeiten an die Reihe kommen, nebst Angabe, wodurch sie sich unterscheiden und warum, gefolgt von einer Abhandlung über ihre Ursachen, Verhütung und Heilung. Nichts davon wird geschehen, das Thema würde „das Ausmaß dieses Werkes übersteigen". Alles Grämliche — hinter dem doch nur Überheblichkeit steckt — wird ausgestrichen, und von der ganzen Predigt bleibt nur der versöhnende Schlußsatz übrig: Kinder, seid duldsam; und noch mehr — seid vorsichtig!

Nur wer selbst ein Bärenfell umhat, das hieb- und stichfest ist, braucht sich nicht darum zu kümmern, ob er anderen auf die empfindlichsten Stellen stößt und trampelt. Wer nicht unverletzbar ist, wird sich leichter und sogar unbefangener bewegen, wenn er sich ständig in acht nimmt und seine Vorsicht in keiner Lage ganz beiseite setzt; jeder Fehlgriff läßt eine Spannung zurück, die das erfreulichste Beisammensein im Handumdrehen zur Peinlichkeit machen kann.

Also dort, wo die Eitelkeit mitspricht, ja nicht

vor fremden Türen kehren! Und vor der eigenen? Kinder, seid vorsichtig; und noch mehr, seid duldsam — auch gegen euch selbst!

Für böse Worte den Zwischenträger machen, heißt, Dreck von der Straße aufheben und ins Haus des Freundes bringen; man wird dafür letzten Endes auch entsprechend belohnt. Am dümmsten handelt der, der miteinstimmt, wenn ein anderer, wenn auch aus dauernder Verfeindung heraus, auf die ihm Zugehörigen schimpft und seine eigene Familie, Kaste oder Nation herabsetzt.

Zum Schluß noch ein paar Sätze über die Beständigkeit menschlicher Beziehungen. Die Frage, sind die Menschen treu oder nicht, wird gerade so wie jene, sind die Menschen gut oder böse, im entgegengesetzten Sinn beantwortet, je nachdem sentimentaler Optimismus oder skeptische Zynik die Antwort färbt.

Gewohnheit und Abwechslungssucht sind beide starke Mächte, die überall, wo sie sich begegnen, im Kampf miteinander liegen müssen. Ihr einziger Versöhnungspunkt ist die Kunst, die eben darin besteht, das Altgewohnte so zu wiederholen, daß es als Überraschung wirkt.

Das zähe Festhalten am Alten, an der Befriedigung, wie gehabt, ist eine Grundeigenschaft aller Triebe — mit anderen Worten, der menschlichen Natur —, die sich bis ins kleinste durchsetzt; auch der wildeste Revolutionär wünscht seine Pantoffel an der gewohnten Stelle unterm Bett zu finden. Überflüssig zu schildern, wie durch diese Einwirkung längst vermoderte Beziehungen noch aufrechterhalten werden. Dagegen lockt das Neue durch die Vorspiegelung der unerschöpflichen Möglichkeiten, der schwer zu widerstehen ist, weil ihr noch keine Enttäuschung widerspricht.

Handelte es sich wirklich nur um diesen Konflikt, so ließe sich nichts weiter darüber sagen, als daß er so oder so ausgehen müsse, je nachdem, welche Partei stärker sei. Aber das ist nur die Oberfläche, und hier ist uns ein Blick erlaubt, der etwas weiter in die Tiefe reicht.

Die eigentliche Grundnatur, um es noch einmal auszusprechen, ist von Anfang an die Beständigkeit, das Verbleiben bei einer einmal erlebten Befriedigung, wie es jedermann ohne besondere Mühe an den Kindern beobachten kann. Aber späterhin trennen sich die Wege. Es gibt dann

auch Wünsche und Begehrungen, wo sich dem Festhalten andere Mächte — wir wollen sagen: innere Widerstände — entgegenstellen. Sie lassen dann das Alte fahren und suchen das Neue; aber das Alte wird doch nicht ganz aufgegeben, sie hoffen und versuchen, es in dem Neuen wiederzufinden, aber gereinigt und erlöst von dem, was sie bei der Urform abschreckte.

Daraus ergeben sich zwei verschiedene Arten von Bindungen. Die eine, als geradlinige Fortsetzung, hat den natürlichen Hang zur Beständigkeit: Wer hat schon von einem Bibliophilen gehört, der lieber Schmetterlinge gesammelt hätte, oder von einem Rennstallbesitzer, der sich nach der Fischzucht sehnt. Alles, was auf der geraden Linie liegt, ist einfach und verläßlich, ob es sich um eine Liebhaberei dreht oder um Wichtigeres. Anhänglichkeit ist das selbstverständliche Bedürfnis — an die alte Schule, den Verein, die Partei und ebenso in Freundschaft, Liebe und Ehe.

Beide Formen finden sich, auf Verschiedenes gerichtet, in derselben Seele zusammen, aber doch so, daß die eine oder andere vorwaltet und dem Menschen den Stempel aufdrückt. Auf der einen

Seite stehen die ruhigen und verläßlichen, auf der anderen die vulkanischen und interessanten — das sind jene, deren Wesensart durch die Knickung in der Entwicklungslinie bestimmt wurde. Sie suchen, finden und werfen ihren Fund wieder fort, bald bewußt und absichtlich, bald so, daß sie meinen, ihn ohne ihre Schuld verloren zu haben.

Diese Beharrlichkeit im Wechsel ist wohlbekannt auf dem Felde der Frauenliebe. Dort ist sie mit dem Namen Don Juan verknüpft. Auch die ständig auf neue Männer Jagd machende Frau kommt vor, doch sind die Motive hier komplizierter, weshalb sich noch kein einheitlicher Name für weibliche Casanovas gebildet hat. Doch kann das immer neu Gesuchte ebensogut ein Beruf sein, eine Berufung oder ein Steckenpferd, ein Freund, ein Lehrer, ein Beschützer, ein Unterdrücker, ein Gegner, ein Rivale, eine selbstlose Freundin (reiferen Alters), eine Gefährtin, eine zu Bessernde oder zu Bekehrende. Die Wiederholungen sind nicht ohne Varianten, schon weil die Umwelt nicht immer genau das gesuchte Exemplar enthält, aber doch als solche erkennbar, denn es bleiben nicht nur die drei Hauptakte: Suchen, Finden, Weg-

werfen erhalten, auch eine Reihe charakteristischer Einzelheiten in der Durchführung bezeugen die Wiederkehr des Gleichen.

Von außen gesehen ist dieses Verhalten rätselhaft — oder wäre es, wenn jemand es der Mühe wert fände, in irgend einem Einzelvorgang im Seelenleben ein Rätsel zu sehen. Die Erklärung liegt in dem inneren Konflikt, bei dem Suchen und Fliehen zusammenfallen. Als dauernd Unbefriedigte streben die Menschen dieser Art dem Ziel ihrer Sehnsucht mit hitziger Leidenschaft nach, so oft sie es zu erblicken meinen. Haben sie es erreicht, so erleben sie ihre inneren Abhaltungen in der Form von Ernüchterung, Enttäuschung, Ermüdung, plötzlicher Indifferenz oder Katzenjammer. Es hat keinen Sinn, sie aufzuklären, man muß entweder mitspielen oder davonlaufen.

Und das ist der richtige Schlußsatz für das Kapitel vom Umgang mit den Menschen.

IM ANHANG

Freuden lassen sich nur selten erjagen oder in ausgestellte Netze fangen, noch weniger festhalten und einbalsamieren. Das einzige, was dir zu tun übrig bleibt, ist, sie freundlich zu empfangen und nicht viel nach ihrer Herkunft zu befragen.

*

Wills du erfahren, wie sich eine Sache wirklich verhält, so höre nicht bloß auf die Klugen und Wissenden. Hör' über kein Gerede verächtlich hinweg, sieh' dir auch das Albernste genau an. „Kinder und Narren sagen die Wahrheit" — auch, wenn sie selbst sie nicht kennen. Auch über dich selbst kannst du aus Klatsch und Gerüchten manches Neue lernen.

*

Mußt du jemandem etwas Unangenehmes sagen, so tue es ohne Schulterklopfen und Freundschaftslächeln. Sanfter Zuspruch vom Henker ist un-

erträglich und ein Chirurg soll keine Unsicherheit verraten.

*

Du kannst in deinem Garten die Narzissen ausreißen und an ihre Stelle Hyazinthen pflanzen, aber nicht Narzissen in Hyazinthen verwandeln. Mit deinen Beziehungen zu den Menschen, die dir nahestehen, geht es ebenso.

Die früheren Freunde eines jungen Ehemannes beschuldigen gewöhnlich die Frau, sie habe aus Eifersucht die alten Verhältnisse gestört. Die Anklage ist meist nicht ungerecht, trifft aber doch nicht den Kern. In der alten Weise können die Junggesellenfreundschaften nicht fortbestehen und in eine neue Form lassen sie sich nicht umgießen. Der gute Wille genügt nicht. Wenn die Brautleute dir den besten Lehnstuhl an ihrem Kamin versprochen haben, so bleib vorläufig erst lieber ganz weg.

*

Je enger menschliche Beziehungen sind, desto sicherer ist ihnen etwas Feindseligkeit beige-

mischt. Wer meint, daß Verbindungen, die er aus praktischen Gründen längere Zeit ungestört erhalten will, recht innig werden sollen, der irrt zu seinem Nachteil. Mit dem Geschäftspartner soll man nicht Golf spielen.

*

Es gibt — von feineren Unterscheidungen abgesehen — zweierlei Sorten von Haß. Der eine geht seinem Gegenstand aus dem Weg, soweit es ohne Schädigung geschehen kann, der andere sucht ihn auf und kommt auch in Gedanken und Tagträumen immer wieder auf ihn zurück. Diese zweite Art gehört dem Eros zu, der, wie der indische Weltschöpfergott, als Zeugender und Erhalter auch Zerstörer sein muß.

Der ersten Art von Haß kann man sich durch Ausweichen und Nachgeben entziehen, der zweiten wird man entzogen, wenn der Haß, was unvermutet geschehen kann, in Liebe umschlägt. Es bleibt eine gefährliche Situation, da man vor Rückverwandlungen nicht sicher ist.

*

Neben dem häufigen Fehler, von den eigenen Angelegenheiten zu viel zu sprechen, kommt der entgegengesetzte nicht selten vor, daß man hinsichtlich seiner selbst zu reserviert und zugeknöpft ist. Vertraulichkeit folgt dem Vertrauen, mit dem du selbst vorangehen mußt. Das gilt doppelt denen gegenüber, die sich aus irgend einem Grunde unsicher oder nicht auf gleicher Stufe fühlen, also etwa zwischen Alten und Jungen, Fortgeschrittenen und Anfängern. Der Lehrer, der sich nicht schämt, seinen Schülern eine kleine Schwäche preiszugeben, hat es leicht, ihr Vertrauen zu gewinnen.

*

Unpünktlichsein ist ein Ausdruck der Überheblichkeit. „Was ihr versäumt, kann nicht so wichtig sein." Deswegen gilt Pünktlichkeit gegen Höhere und Gleiche als Verpflichtung, gegen Niedrigergestellte ist sie eine Form von Höflichkeit — die „Höflichkeit der Könige".

*

Menschen, die ein unbestimmtes Schuldgefühl mit sich herumtragen, sind daran erkenntlich, daß sie sich immer im Verteidigungszustand befinden; sie rechtfertigen sich unaufhörlich, vor sich selbst sowohl wie vor anderen. Das sprichwörtliche „wer sich entschuldigt, eh' man klagt ....." darf man auf sie nicht anwenden, denn es handelt sich um ein überall hin verbreitetes Schuldgefühl, das bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit zutrage tritt. Ist ein solcher Mensch in eine Gruppe geraten, die einen Sündenbock braucht, so fällt die Rolle regelmäßig ihm zu. Mancher muß sich an dieses Los von Kindheit an gewöhnen.

*

Was man am meisten wünscht, ist am schwersten zu erlangen, das gilt unter anderem auch in der Liebe. Eine zur Siedehitze gesteigerte Liebesbedürftigkeit macht dem Umworbenen Angst; sie fühlen dunkel die Gefahr, von dieser Flamme verbrannt, von diesem Heißhunger gefressen zu werden, und ergreifen die Flucht. Geringes Liebes-

bedürfnis lockt an, da die meisten gern mit dem Feuer spielen, wohl auch weil jede meint, daß es ihr vorbehalten ist, den Funken zur Riesenlohe anzufachen. Romantischen Jünglingen ins Stammbuch.

*

Wer als Halbwüchsiger imstande war, mit seinem Vater ohne Trotz und Verlegenheit zu sprechen, wird als Mann mit Papst und Kaiser den rechten Ton zu finden wissen.

VIERTES KAPITEL

FAMILIE — MIT UND OHNE LIEBE

Um sich zu überzeugen, daß das Zusammenleben in der Familie nicht glatt und einfach vonstatten geht, sondern einiger Steuerkunst bedarf, braucht man nur an einem schönen Sonntagnachmittag eine Landpartie zu machen; man wird ausgiebige Erfahrungen sammeln: wenn man allein ist, an anderen — wenn mit Familie, an sich.

Ernster gesprochen: Der Psychoanalytiker hört von den Schwierigkeiten und dem Scheitern vieler Existenzen, nicht bloß durch seine Patienten und jene, die es werden wollen, sondern auch durch eine große Zahl anderer, die das Bedürfnis spüren, sich gerade ihm anzuvertrauen. Die Ursachen der Konflikte, die er so kennenlernt, sind von der verschiedensten Art und stammen aus allen Himmelsrichtungen, aber eine ist immer dabei: die Fa-

milie, sei es als Gegenwart, sei es als nicht wegzubannender Schatten der Vergangenheit.

Die Wissenschaft benimmt sich, wenn wir bei ihr anklopfen, sehr ähnlich wie gegenüber unserer höflichen Anfrage über den einzelnen: Sie erzählt uns eine Menge darüber, was die Familie sein muß, sollte, darf, werden wird, gewesen ist, aber sehr wenig davon, was sie ist.

Man kann antworten, die Vielgestalt der Einzelfälle sei zu groß, die Widersprüche seien zu verwirrend usw. Das ist natürlich bloß Ausrede, denn auch die anderen Naturwissenschaften, wie Physik und Chemie, haben es mit einer Fülle von Erscheinungsformen zu tun und lassen sich dadurch nicht abhalten, das Wesentliche, Tatsächliche und Gesetzmäßige zu finden. In der Psychoanalyse glauben wir, wenigstens auf dem Weg zu einer wirklichen Antwort zu sein.

Die Ethnologen, Soziologen und Historiker versichern uns, die Familie, wie wir sie kennen, sei nicht von Anfang an dagewesen, es hätten vorher ganz andere Arten von Familie, oder wie man diese Vergruppungsformen nennen will, existiert: Raubehe, Gruppenehe, Vielweiberei, Vielmännerei,

Männerbünde, Knabenweihen und noch vieles, vieles andere.

In der Biologie und Umgebung gilt der Satz, daß ältere, primitive Entwicklungsstadien, auch nachdem sie überwunden und durch kompliziertere oder leistungsfähigere ersetzt worden sind, nicht völlig von der Bildfläche verschwinden, sondern mit oder in jenen späteren weiterleben.

Es liegt uns ganz ferne, diesen Satz einfach von der Biologie auszuborgen und zu statuieren, daß archaische soziale Gebilde in unserer Zivilisation fortexistieren. Nichts von „Atavismus", das Alte ist tot, mausetot, und fristet sich nur bei jenen Völkern fort, die auf einer primitiven Stufe der Zivilisation stehengeblieben oder auf sie zurückgesunken sind. Was weiterlebt, das ist das Triebhafte und Lustsuchende im Menschen, das sich in seinen Anfängen und ersten Grundlagen bis zum heutigen Tag nicht geändert haben kann, da jeder als Primitiver, ohne Sprache oder Sittengesetze zu kennen, ohne von Scham, Ekel oder Scheu zu wissen, d. h. als Kind ins Leben eintritt.

Die verschwundenen Lebensformen und Gebräuche von ehemals, so verrückt oder komisch

sie uns erscheinen mögen, waren keine Zufälligkeiten. Das ist eigentlich selbstverständlich, wird aber auch noch dadurch bewiesen, daß sie in verwandter, oft in beinahe identischer Gestalt an weit auseinanderliegenden Punkten der Erde entstanden sind. Es sind Versteinerungen uranfänglicher Konflikte samt den früheren, primitiveren Lösungsversuchen. In all ihrer Phantastik geben sie uns eine gute Vorstellung davon, mit welchen Leidenschaften, Ansprüchen, Hoffnungen, Wünschen, Versagungen und Enttäuschungen der Mensch seiner Familie gegenübersteht, zu einer Zeit, wo sie für ihn den Inbegriff der Welt bedeutet, neben dem kaum noch etwas anderes Platz hat, — als Kind und Heranwachsender. Das Wunsch- und Phantasieleben, das er als „kleiner Wilder" (nach dem Wort *Diderots*) durchmessen hat, ist als Vermächtnis seiner Kindheit seiner Beziehung zur Familie unauslöschlich eingebrannt.

Dem steht in schroffem Kontrast gegenüber, daß die Familie eine der festesten und unentbehrlichsten Regelungen unserer Zivilisation ist (Prophezeiungen und Utopien zählen hier nicht). Sie wird zwar in parlamentarischer Sprache „ein

Grundpfeiler unserer Gesittung" genannt, ist es aber trotzdem. Sitte und Brauch, Moral und Religion, Gesetz und Herkommen wachen über sie von außen und — unter dem Namen „Gewissen" — von innen. In mancher Hinsicht weichen die Vorschriften je nach Volkscharakter, Wirtschaftsform und geschichtlicher Entwicklung voneinander ab, im Kernpunkt ist es immer dasselbe: Feindseligkeit und Geschlechtsliebe (im Jargon: Aggression und Sexualität) müssen draußen bleiben, dürfen innerhalb der Familie keinen Platz finden. Für das zweite, die Sexualität betreffende Verbot, wird volle Entschädigung versprochen (Versprechen ist bekanntlich leichter als Halten) in einer anderen, neu zu schaffenden Familie; das erste nimmt man von der alten unverändert in die neue Familie hinüber.

Daß die Familie ein Doppelgesicht mit zwei entgegengesetzten Blickrichtungen hat, daß sie zugleich die Brutstätte ist, wo die Urtriebe aus dem Ei kriechen und sich austoben wollen, und der heilige Bezirk, wo ihre Unterdrückung gefordert, gelehrt und geübt wird, das macht sie zu dem, was sie wirklich ist (und — um nun doch

ins Prophetische zu fallen — wohl noch auf lange hinaus bleiben muß).

Und nun wird es Zeit, mit den Theorien aufzuhören und uns das Ding selbst von möglichst vielen Seiten anzuschauen.

Wenn man junge Ehepaare beobachtet — besonders auf der Hochzeitsreise —, findet man meistens, daß ihre Haltung zwei Empfindungen ausdrückt: Stolz und Langweile (von dem Glück zu schweigen, das je nach Geschmack blutrot bis lila getragen wird).

Der Stolz bezieht sich nicht auf die von ihnen erfolgreich ausgeübte Betätigung — sie sind nicht hinreichend verblendet zu übersehen, daß die Anlage dazu sehr verbreitet ist —, sondern darauf, daß sie sich ihr zum erstenmal ohne einen Schatten von Scheu und schlechtem Gewissen sozusagen öffentlich hingeben dürfen. In den letzten Jahrzehnten hat sich in den Anschauungen über Scham und Geheimnistuerei zwar manches geändert, aber selbst bei den Freidarüberstehenden („er glaubte nicht nur nicht an Gespenster“, sagt *Lichtenberg*, „er fürchtete sie auch nicht“) ist es doch noch so, daß es beim „Außerehelichen“,

schon weil man dabei gewöhnlich ein wenig lügen und falschmelden muß, nicht ganz ohne Schuldgefühl abgeht. Nun brauchen sie zum erstenmal nicht mehr heimlich „Papa und Mama“ zu spielen, sondern dürfen sich und der Welt glauben, daß sie es wirklich sind.

Die Sache mit dem Schuldgefühl hat allerdings zwei Seiten, da, wie irgend ein Menschenkenner schon bemerkt hat, verbotene Früchte süß sind. Der Reiz des Erlaubten verblaßt dann ins Offizielle und wird bald von der Anziehungskraft des Verbotenen zurückgedrängt.

Langweile ist für den Durchschnittsmenschen der natürliche Zustand, wenn er keine Sorgen hat, d. h., nichts, was seine Interessen unmittelbar aufrührt. Hotelrechnungen sind ein ergiebiges Gesprächsthema, aber sie versagen schließlich doch. Wie es im Anfang ist, so wird es auch auf die Dauer; daß zwei Menschen zusammentreffen, die sich dauernd für allgemeine, vom Praktischen und Gegenwärtigen abgelöste Gedankenwege interessieren können, ist eine seltene Ausnahme. Die übrigen müssen es halten wie die Kartenspieler, das heißt, sich künstliche Sorgen machen; ihnen

dient zum selben Zweck der täglich oder stündlich erneute Ehezank.

Ehestreitigkeiten wachsen schnell ins Riesengroße, wo das Liebesglück ausgeblieben ist, was besonders leicht auf der Seite der Frau passiert; die ungeweckt oder unerfüllt gebliebene Erotik setzt sich in Gehässigkeit und Rachsucht um. Auch wo sie uneingestanden bleibt oder der Partner von jeder Schuld freigesprochen wird, zeugt Enttäuschung ein feindseliges Verhalten. Es tritt dann nicht offen auf, sondern verkleidet sich — besonders gern in übertriebene liebevolle Sorge, womit sich ausgezeichnete Quälereien erzielen lassen. Überlenkung des Angriffes vom Mann auf seine Angehörigen und Freunde ist ein anderes Mittel.

Trotz innerer Spannungen entsteht doch fast immer mehr als bloß ein auf Gegenseitigkeit gegründeter Zusammenhalt, nämlich irgend eine Art von Einheit, die sich darin ausdrückt, daß die Empfindlichkeit der Eigenliebe auf die andere Hälfte ausgedehnt wird. Die Frauen fühlen, da sie für das, was die Analyse „narzißtische Kränkung“ nennt, besonders empfänglich sind, oft eine

Demütigung des Mannes tiefer als er selbst. Allerdings macht sie das auch besonders kritisch für sein Auftreten vor der Öffentlichkeit. Was bei einem Auseinanderstreben als Widerstand empfunden wird, ist in vielen Fällen nicht so sehr das Festhalten des einen am anderen als dieses Band der Vereintheit, das eine vom Willen der Partner unabhängige Haltbarkeit besitzt.

Zusammenhalten ist freilich besser als Zusammengehaltenwerden; dazu braucht es einer Übereinstimmung in tieferen Schichten als in Denkart und Charakter, ein rhythmisches Übereinklingen, das im Erotischen seine Vollendung findet. Vielleicht ist es die sogenannte Liebe, die, mit Recht oder Unrecht, das Gefühl dieses Zusammenstimmens zu schaffen weiß. Doch scheint es, daß diese „Stimme des Blutes" nicht immer leicht wahrzunehmen ist; man überhört sie, weil sich andere Absichten von oben oder unten dazwischenschieben. Den Ratlosen bietet sich ein scheinbarer Ersatz, der den Namen Vernunftehe führt, mit der Vernunft aber weder verwandt noch verschwägert ist. Wie nämlich nach *St. Augustin* die Heranwachsenden, die noch nicht zu

lieben verstehen, die Liebe lieben (*nondum amant, sed amare amant*), so gehen diese von keiner inneren Stimme Geleiteten (und natürlich auch die Versorgtseinwollenden) auf die Heirat als solche aus und erklären sich befriedigt, wenn der Gegenstand ihrer Wahl „gesund und sympathisch" ist. Sie haben dabei die Vorstellung einer Art Reisekameradschaft und wundern sich später, wenn der Punkt, wo sich die Wege wieder trennen, nicht und nicht kommen will.

Wer wählt und wer wird gewählt? Im Grunde ist wohl meistens die Frau die Wählende, weil sie mit ihrer feineren Intuition das „Fluidum", das die Situation unsichtbar durchdringt, früher fühlt und jene ersten, zarten, auf keine Weise überprüfbaren Zeichen des Jasagens gibt, auf die der Mann unbewußt reagiert, wenn er mit seiner Werbung lostrampelt.

Dieser schärfere Spürsinn steht der Frau auch für das, was der Mann vor ihr geheimhalten will, besonders für seine Untreue, zur Verfügung. Frauen sind hier im Vorteil, weil der Scharfblick der Männer gelegentlich dadurch getrübt wird, daß sie dem Nicht-Sehen unbewußt den Vorzug

geben. Abgesehen von tieferen Gründen ist die Entdeckung unwillkommen, weil sie zu Enttäuschungen und unliebsamen Szenen, vielleicht zur Auflösung des Haushaltes führen muß und dem Mann die Verpflichtung auferlegt, den ungebetenen Dritten herauszufordern oder zu ohrfeigen oder sonst etwas Heldisches mit ihm vorzunehmen. Männer, die dergleichen fühlen, warten auf „Beweise“ — ungeduldig, aber lange.

Könnte man etwas der chemischen Analyse Ähnliches an den Leidenschaften vornehmen, die Eifersucht würde sich gewiß als hoch zusammengesetzt erweisen. Besitzerstolz, Rechtsgefühl, Konvention und Reinlichkeitsbedürfnis sind nur die oberflächlichste Schicht; die Eitelkeit spielt ihre ganze Tonleiter herunter von: „Ich bin ihm, scheint es, nicht mehr schön genug“ bis zu: „Sie glaubt, sie kann sich über mich lustig machen.“ Aber ihr eigentlichster Inhalt ist doch etwas Wilderes: ein Zerren und Nichtloskönnen, verhaßte Phantasiebilder der beiden anderen in ihren Umarmungen, die sich ungerufen immer wieder einstellen, und dabei ein Gefühl, an etwas Fremdes und Abscheuliches ausgeliefert zu sein. Die

zu solchen Leiden Verdammten sind jene Menschen, die sich im Heranwachsen besonders stark gegen die erotische Anziehung des eigenen Geschlechts zu wehren hatten und nun, auf dem Umweg über die normale Liebeswahl, in den alten Kreis zurückgeworfen wurden. (*Dostojewski* und *Strindberg* haben dies zuerst, vor *Freud*, gestaltet und ausgesprochen.) Homosexuelle Frauen neigen zur Eifersucht aus einem ähnlichen Grund; sie haben alles darangesetzt, dem riesigen Ungeheuer „Mann“ auszuweichen, und vertragen es nicht, auf eine überlegene Kraft zu treffen.

Im „Hafen der Ehe“ an einer der vielen Klippen der Erotik Schiffbruch zu leiden, ist eine fatale Sache, denn die ausnahmsweise, in unserem Gesellschaftszustand so selten vollgewährte Berechtigung zum vollen Ausleben der erotischen und sexuellen Strebungen ist das Salz der Ehe. „Und wenn das Salz ertaubet, wie möchte man damit salzen?“ Eine häufige Ursache — neben dem Problem der Kinderbeschränkung — ist die phänomenale Unkenntnis aller Einzelheiten des menschlichen Liebeslebens, die über die einfachsten physiologischen Grundtatsachen hinausgehen, oder

sogar selbst dieser. Weder Dummheit noch Mangel an Gelegenheit zur besseren Information sind daran schuld, sondern als Scham verkleidete Hemmung und der Wunsch, diese Dinge nur durch sieben mystische, rosarote Schleier hindurch zu sehen, der seinerseits wieder von der Elternbindung abhängt, zwar nicht unmittelbar, aber als Folge des merkwürdigen Schnörkelweges, zu dem die seelische Entwicklung der Liebesfähigkeit gezwungen wurde.

Um nur einen besonders typischen dieser Ab- und Umwege zu zitieren: Die Frauenwelt zerfällt für solchen Mann von dem Alter an, wo er in das Liebesleben der Erwachsenen eintritt, in zwei streng geschiedene Hälften: Die reine und angebetete Frau, der gegenüber jede Zumutung der Geschlechtlichkeit erniedrigend und für ihn selber schmerzhaft ist, und die dirnenhafte, bei der er Genuß sucht, aber nichts anderes als Genuß in des Wortes verwegenster und gröbster Bedeutung, keine menschlich-persönliche Beziehung finden möchte. (Die „Zweiteilung des Liebeslebens.“) Die Ehewahl geschieht nach der Seite der Reinheit hin, mit der trügerischen Hoffnung, daß sie von jetzt

an die Einheit bedeuten werde. Aber die Zweiteilung bleibt auch jetzt aufrecht, und es ergibt sich eine kühle Ehetemperatur mit zahlreichen Jagdausflügen in wärmere Länder. Die Männer, die ihre künftige Frau unbedingt „retten und zu sich erheben" müssen, die Frauen, für die Genuß untrennbar mit Geheimnis und Verbot verknüpft ist, sind ganz ähnlich dran.

Die Charakterzüge des Liebesverhaltens sind nicht immer die der körperlichen Geschlechtszugehörigkeit, manchmal sogar entgegengesetzt. Gelegentlich treffen zwei dieser „Umgekehrten" zusammen und suchen sich gegenseitig zu ergänzen, der Mann ganz weiblich, die Frau ganz männlich. Es gelingt aber nicht, weil doch einige organische Tatsachen unüberwindlich bleiben.

Es wird gemeint, daß nicht wenige der Konflikte und Enttäuschungen des ehelichen Miteinanderlebens daher stammen, daß die Liebe so sehr viel mit der Phantasie zu tun hat und die Ehe so wenig. Daran knüpft sich der wohlgemeinte Rat, die Intimität des Beieinanderseins nicht andauern zu lassen, sondern durch Epochen der Distanzierung — innerlich oder äußerlich — zu

unterbrechen, damit in der Entfernung von der Wirklichkeit die Phantasie wiederum Spielraum finden und gedeihen kann.

Vorübergehend mag das nützen, wirkliche Hilfe bringt es kaum. Es liegt dem die falsche Vorstellung zugrunde, daß die Wirklichkeit eine strenge Herrin sei, die Phantasie aber eine gefügige Dienerin, die man in dies oder jenes Kostüm stecken, zu jedem beliebigen Dienst beordern kann, wie es unser Willen verlangt und unser Bedürfnis vorschreibt, — etwa wie wenn man glaubte, daß der Wind einem Vulkanausbruch gebieten könne, weil er die Rauchwolken hierhin oder dorthin treibt.

Den Wünschen und Bindungen, die das Liebesglück oder -unglück ausmachen, ist der Weg längst vorgezeichnet durch eine Macht, mit der sich keine Geschäfte machen lassen, weil sie genau so unabänderlich ist wie die Gegebenheiten der Umwelt. Nicht die frühesten Erlebnisse als solche sind es, denen diese Macht zukommt. „Jeder Mann will die zur Frau haben, die seiner Mutter am ähnlichsten ist“, das ist einfach, nämlich ein einfaches Mißverständnis. Gemeint ist damit, daß

die Kindheitswünsche das Rohmaterial liefern, das Erz oder den Marmor; durch die Einwirkung der träumenden und tagträumenden Phantasie, in der sich Angst und Hemmung, Gewährung und Versagung, Vorbilder und Verbote der Entwicklung abspiegeln, entsteht das Bild, richtiger: das Urbild dessen, was für alle Zukunft den Inbegriff der Liebeserfüllung — in hoher und niederer Minne — bedeutet. Die Züge werden mehrfach, und oft bis zur Unkenntlichkeit, überarbeitet, bis sie die endgültige Form erreichen, die dann unabänderlich feststeht. „Imago" ist unser Name für dieses Bild, den wir — so wie vieles andere — dem großen Schweizer *Spitteler* schulden.

Gut ist's, wenn die Ehe diesem Bilde nahekommt, sei es auch bloß mit einer Art entfernter Familienähnlichkeit; bisweilen ist sie aber nur der dunkle Hintergrund dazu. Wer glaubt, durch vorsichtige und bedächtige Auswahl diese Gefahr beseitigen zu können, der weiß nichts von den Schlichen und Heimlichkeiten des unbewußten Seelenlebens. Die Sicherheit ist plötzlich da oder niemals, und Wahrscheinlichkeiten sind wertlos.

Daß Mann und Frau seelisch wie körperlich in

vielem ungleich sind, gibt ihrem Zusammenleben den Reiz, aber auch gewisse Schwierigkeiten — weniger bei der Frau, die an ihrer Intuition festhält und sich durch das Dreinreden von Vernunft und Logik nicht allzusehr beirren läßt, als für den Mann, der auf die Erwartung nicht verzichten will, er werde früher oder später dazukommen, sein Gefühl abzuklären und es in eine faßliche, zusammenhängende Form zu bringen. Da es viel näher liegt und einfacher ist, in Gegensätzen zu denken statt in Abstufungen, und ganz besonders dort, wo der Gedanke eine Empfindung erfassen und in Worten ausdrücken möchte, so schafft sich der Mann aus jeder Verschiedenheit, die er bei der Frau entdeckt, einen Gegensatz. Dieser Irrtum hat seinen Weg in manche Theorie gefunden, und wenn ein Satz mit Verkündermiene anhebt: „Die Frau ist . . .", kann man sich darauf gefaßt machen, ihm zu begegnen. Es ist nicht so einfach. Statt zu behaupten, was die Frau ist, lassen wir uns an der Feststellung genügen, was sie nicht ist: nicht das Gegenteil des Mannes, sondern auf ihre eigene Art anders.

Es ist nicht leicht, in Ehen richtig hineinzu-

sehen; meist geht es damit wie mit den Schaufenstern, in die man jeden Tag im Vorübergehen blickt, ohne je recht zu wissen, was sie enthalten. Auch bedeuten die Tatsachen, die zur Beobachtung stehen, weniger als ihre Perspektive und Atmosphäre. Was wie ständiges freundliches Begegnen aussieht, kann atemraubende Langweile sein, hinter stillem Frieden mag eisige Feindschaft lauern, was den anderen ein großes Gewitter scheint, ist den Beteiligten nur ein kleines Scharmützel, und selbst ein temperamentvoll geführter Streit mit durch die Luft sich bewegenden Gegenständen braucht nichts Schlimmeres zu sein als die Einleitung zu einer Versöhnungs- und Liebesszene. Vom Eigentlichen, der erotischen Zusammengehörigkeit, wird den Außenstehenden nur wenig sichtbar, während das Gegenteil von den Beteiligten selbst gern abgeleugnet, übersehen oder in seiner Bedeutung herabgesetzt wird. Vergebliches Bemühen, denn alles übrige ist nur Hülle und die Gewißheit, Glück finden und Glück gewähren zu können, der lebendige Mittelpunkt der Ehe wie die Raupe, aus der und um die herum sich die Chrysalis bildet.

Hat sich eine solche Hülle einmal gebildet, so ist sie freilich, wie alle Formen menschlichen Zusammenlebens, starr und unbiegsam. Stirbt der Kern ab, so kann sie als leere Hülse noch eine gute Weile fortbestehen, aber es ist fast unmöglich, eine neue an ihre Stelle zu setzen. Darum sind die „vernünftigen Reformen" der Ehe so oft zum Scheitern verurteilt. Die beiden Ehepartner haben gefunden, daß sie ihr Liebesleben nicht gemeinsam haben können. Temperamentsverschiedenheiten, Neigungen, die ihre volle Befriedigung nur in einer Richtung finden, die dem Partner fremd ist, entgegengesetzte Stellungnahme in den Fragen der Treue und Eifersucht machen es unmöglich. Der Kinder wegen, aus sozialen oder gesellschaftlichen Gründen, vielleicht auch, weil sie sich in allem übrigen gut aneinander gewöhnt haben, beschließen sie, trotzdem beisammenzubleiben, als „gute Kameraden", und ihre Ehe als äußere Form aufrechtzuerhalten. Eine ausgezeichnete, eine höchst vernünftige Idee — aber ihre Durchführung erweist sich als schwerer, als man geahnt hat. Statt einfach durch ein Dekret beider Parteien ins Leben zu treten, braucht sie — wenn

sie überhaupt verwirklicht wird — eine lange und schwierige Übergangszeit.

Eine andere Abart derselben Sache: Nimm an, daß du in eine Gesellschaft kommst, wissend, daß unter den Damen auch diejenige ist, deren Spuren Herr X. folgt, seitdem ihn seine Gattin nur mehr wenig interessiert; und nun willst du unter den anwesenden die richtige herausfinden. Wenn dir eine auffällt, weil sie Frau X. ähnlich sieht oder zum selben Typus gehört, brauchst du nicht weiter zu suchen. Man wäre fast geneigt zu glauben, daß diese Treue in der Untreue für den Hauptbeteiligten selbst etwas Komisches hat, wenn er, auf seine Vergangenheit zurückblickend, eine ganze Schar von „Außerehelichen" sieht und an jeder in Haarfarbe, Gesichtszügen, Gestalt und Wesensart eine Ähnlichkeit mit seiner Ehefrau bemerkt, — aber er bemerkt es nicht.

Das zähe Festhalten an ein und derselben Person ohne Zulassung eines Ersatzes muß hingegen nicht unbedingt Liebe sein; es ist manchmal ein Stück jenes Charakters, der es nicht ertragen kann, irgend etwas, was ihm gehört, aufzugeben und aus seinem Machtbereich wegspülen zu las-

sen, auch wenn er nichts mehr damit anzufangen weiß.

Am anhänglichsten sind jene Männer, die als „ewige Säuglinge“ in der Frau vor allem die Ernährerin suchen, die ihnen den Kampf ums tägliche Brot erspart und Tag für Tag gute Bissen reicht. Jugend und Schönheit können sie nicht reizen, man sieht sie regelmäßig mit Frauen verheiratet, die älter sind als sie; die Küchenschürze ersetzt ihnen den Gürtel der Aphrodite.

Ein gänzlich anderes Motiv, die Ehewahl auf eine ältere oder bestenfalls gleichaltrige und nicht besonders reizvolle Frau fallen zu lassen, ist bei den reinen Jünglingen wirksam, die einen Ehebund höherer Ordnung schließen wollen, auf der Grundlage gemeinsamer Arbeit für gemeinsame Ideale. Man möchte den Guten alles Gute gönnen, aber für die meisten kommt die Stunde, wo sie davor zittern, daß die verachteten Freuden bald endgültig verloren sein werden: die Stunde der Torschlußpanik. Sie fallen dann gewöhnlich in die Netze einer Frau, die das besitzt, was der eigenen, verblühenden fehlt: Koketterie, Eleganz, Anmut, Leichtigkeit, erotische Anziehungskraft,

freilich auch Eitelkeit und Selbstsucht. Die verlassene Frau und die verratenen Ideale sind eine schwere Last, die unerträglich wird, wenn Enttäuschungen im neuen Leben hinzukommen.

Hier sind die Frauen besser dran, die einen um vieles älteren Mann heiraten, zu dem sie „aufblicken können". Wenn die töchterliche Einstellung sie im Stich läßt, nimmt die mütterliche ihren Platz ein.

Die Mütterlichkeit ist überhaupt die überall wirksame Schwerkraft, die von der ersten Puppe an die Frau in ihrer Lebensbahn festhält und zu verhindern weiß, daß sie bei irgend einer Kurve hinausgeschleudert wird und ins Leere fällt. Den meisten Frauen wird sie zum Ersatz oder Gegengewicht für die männlichen Vorrechte, als da sind: größere Freiheit der Bewegung, offene Aktivität im Zugriff und in der Ablösung und die Möglichkeit, Liebeswerbungen und Abenteuer bis weit in die Reifezeit fortzusetzen, ohne der Lächerlichkeit zu verfallen. Das Mütterliche ist nicht ausschließlich an die eigenen Kinder gebunden, sondern besitzt wie alles, was dem Eros zugehört, die Gabe der Vielfalt in seinen Formen

und Abwandlungen: Es kann sich auf die Familie — Vater und Ehemann eingeschlossen — beschränken oder auf alles Erdenkliche zwischen Kanarienvogel und Eskimokind ausdehnen lassen. Frauen mit gering entwickelter Mütterlichkeit können manchmal glänzende Erscheinungen sein, die durch Schönheit, Verstand oder Energie auffallen, sie sind aber fast immer exzentrisch, im wahrsten Sinne des Wortes, da sich ihre Existenz nicht dauernd um dieselbe Achse dreht.

Ihrer Mutterschaft verdankt es die Frau, daß ihre Rolle im Kampf der Generationen gegeneinander weniger Bedrückliches hat als die des Mannes; in ihrer Stellung zu den Söhnen ganz gewiß, aber vielleicht auch gegenüber den heranwachsenden Töchtern. Es fällt ihr darum gewöhnlich die Rolle des Vermittlers zu — eine undankbare Rolle, wie man weiß, besonders bei einem Konflikt, dessen Wurzeln so tief hinunterreichen, daß der sichtbare Teil, die Wünsche und Meinungen, um die sich der Streit dreht, von der eigentlichen Ursache oft weit entfernt sind.

Die richtige Überschrift für das Kapitel vom Streit der neuen und alten Generation heißt:

Ödipuskomplex. Für uns, die wir zwar mit den Augen der Psychoanalyse sehen, aber nicht mit ihrer Zunge sprechen wollen, braucht es weder Überschrift noch Namengebung. Wir sind ausgegangen, um uns um die Dinge zu kümmern, die unbeachtet und im Zwielicht liegen, nicht um hinunterzusteigen zu den Geheimnissen, die Nacht und Dunkel verhüllen.

Unsere psychoanalytischen Augen sehen, daß dieser Konflikt der Alten und Jungen überall gegenwärtig und ständig wirksam ist. Unparteiisch Darüberstehende gibt es nicht; wer auf der einen Seite ausscheidet, steht auch schon in der Front der anderen Partei oder er kämpft auf verschiedenen Feldern mit verschiedenen Waffen bald für die eine Gruppe, bald für die andere.

Ein weiteres Kennzeichen: Diesem Konflikt — auch wenn er nicht zwischen Eltern und Kindern, sondern zwischen Familienfremden spielt — fehlen nie zwei sonderbare und scheinbar gar nicht hingehörige Zutaten: Liebe und Angst. Ihre unwillkommene Einmischung wird verhüllt, abgestritten, verleugnet, es wird versucht, sie in ihr Gegenteil zu verwandeln, und das erschwert, verwirrt, ver-

bittert jede Auseinandersetzung. Darum sind die Debatten, deren Impuls von dieser Seite stammt, ausgezeichnet durch hervorragende Unerquicklichkeit. Ihr Gepräge ist Leidenschaft, mit oder ohne dialektische Fassade, nicht Verstand; Fackelschein statt Sonnenlicht, Gleichgültigkeit gegen Widerlegung, endlose Argumente, Sieg ohne Freude und Niederlagen, die nie verwunden werden.

Da Unparteilichkeit nicht in Frage kommt, ist es besser, nicht den Überlegenen zu spielen, sondern, sooft man bei sich selbst ein geneigtes Ohr dafür findet, den Satz zu wiederholen, daß jeder in seiner Stellung zu den großen Problemen so gut wie zu den kleinsten Wünschen und Sorgen davon abhängig ist, daß, wie und wessen Sohn er ist.

Alles, was die vorige Generation geschaffen hat, fordert die Kritik der jetzigen heraus — seien es politische Methoden oder Kleiderschnitt und Haartracht — es ist häßlich, weil es von gestern ist. Hingegen ist es für die Dinge von vorgestern, die großväterlichen, wie man sie nennen könnte, kein Makel, daß sie nicht neuesten Datums sind; im

Gegenteil, ihnen leiht die Vergangenheit einen Reiz, der dadurch nicht gemindert wird, daß ihm ein kleines bißchen Komik anhängt. Es ist verlockend, das Heute und Gestern zu überspringen und sich in die Welt von vorgestern zurückzuphantasieren, die man sich immer als still und friedlich ausmalt, wie sie auch gewesen sein mag.

Es hat den Fortschritt der Zivilisation lange aufgehalten, daß unsere Vorfahren durch viele Menschenalter hindurch nicht imstande waren, den Besitz der früheren Generation zu übernehmen und damit weiterzuarbeiten: Alles, was einem Verstorbenen gehört hatte, mußte zerstört werden. Aber auch für uns ist das Vererben und das Erben noch immer eine schwere Aufgabe, und wir nehmen die Errungenschaften der Vergangenheit lieber im Rösselsprung auf als in der geraden Linie. Soll die Ablehnung des Erbes als verbotene Regung, als unzulässige Auflehnung gegen den Vater unterdrückt werden, so kann es nicht anders geschehen als durch Übertreibung nach der entgegengesetzten Seite hin, also durch Hyperkonservativismus und Autoritätskult.

Wer vor dem, was er in sich trägt, flieht, der

flieht gewöhnlich im Kreise herum. Das Elternvorbild setzt sich allem Ausweichen und Aus-dem-Wege-Gehen zum Trotz durch und am liebsten in der Ehe der Kinder. So wie die Alten gesungen haben — auch wenn es nur ein Krächzen war —, so zwitschern die Jungen, sobald sie im eigenen Nest sitzen. So ziemlich jede Ehe trägt die Spuren des Ehelebens der beiderseitigen Eltern; darum gibt die Herkunft aus einem zankerfüllten, liebeleeren Hause nicht die besten Aussichten für die Heirat. Daß die allzu heiße Liebe der Witwe oder geschiedenen Frau für ihren Sohn diesen späterhin eheunwillig oder -untauglich macht, ist bekannt.

Wenn es sich nicht hindern läßt, daß der Schatten des Vaters über den Lebensweg des Sohnes fällt, so läßt sich doch durch Behutsamkeit und Augenoffenhalten viel Schlimmeres verhüten. Mancher Sohn wird bei der Geburt vom Vater begeistert begrüßt und mit Liebeswärme umgeben, weil der Vater in ihm die Fortsetzung seiner selbst sieht und daran die Erwartung knüpft, daß diese neue Auflage seines Ichs alles das erreichen, zu all dem fähig sein werde, was er

selbst zu seiner bitteren Enttäuschung als unerreichbar aufgeben mußte. Wer selber verzichten mußte, kann sich so dem Schlimmsten, der Endgültigkeit des Verzichtes, entziehen. Daraus ergibt sich oft Unwillkommenes, da ein solcher Vater unwillkürlich oder mit Bedacht darauf ausgeht, den Ehrgeiz seines Kindes anzustacheln. Nun ist Ehrgeiz überhaupt keine erwünschte Mitgabe, denn Ehrgeiz bedeutet Ruhelosigkeit, also Herabsetzung der Fähigkeit zum Wohlbefinden, aber ein solcher künstlich eingepflanzter Ehrgeiz, der nicht auf der Grundlage der eigenen Neigung und Veranlagung aufgebaut wurde, ist allemal ein Unglück. Wird der Vater in den Hoffnungen, die er an den Nachfolger, oder vielmehr an sein Ich-Duplikat geknüpft hat, enttäuscht, so schlägt seine Begeisterung leicht um in herbe, überstrenge Kritik, und der Sohn trägt dann lebenslang die Spuren dieser Entfremdung.

FÜNFTES KAPITEL

VOM GLÜCK — OHNE ANGABE DER ADRESSE

Wenn die Menschen vom Glück reden, ist es, als ob ein in der Kindheit Erblindeter zu den Genossen seiner Blindheit vom Blau des Sommerhimmels spräche. Er weiß, daß es existiert, er hat es gesehen und gefühlt, aber er kann davon weder Begriff noch Schilderung geben, die in seine oder ihre Welt hineinpassen. Daß das Glück schwer zu finden, daß der Weg dahin steil und mühsam ist, — diese abgedroschenen Wahrheiten verstellen uns nur die Grundtatsache, nämlich, daß wir überhaupt nicht wissen, was „Glücklichsein" ist, worin es besteht, und wie es zustande kommt.

Wir haben eine sehr alte und intime Bekanntschaft mit dem, was sich als Glück oder Mittel zum Glück ausgibt, mit Genuß, Lust und Wunsch-

befriedigung. Aber, obwohl wir uns hüten, sie wegzuwerfen, haben wir doch erfahren, daß sie alle miteinander nicht das Glück sind und auch nicht der Schlüssel dazu.

Vollständig kann die Befriedigung nicht sein, nicht nur, weil die Welt so viel und so schnell nicht bieten kann, wie es die Unersättlichkeit der Begierde fordert. Selbst wenn jeder Wunsch sofort Erfüllung fände, wäre der Rachen der Unbefriedigung noch immer nicht gestopft, weil unsere Wünsche zwiespältig sind und sich oft geradezu widersprechen. Solange etwas in uns Schmerzen fordert und Entsagung, kann uns auch der auf Vollständigkeit und Dauer garantierte Genuß nicht glücklich machen. Das Gefühl, daß es so nicht geht, hat dann — im Buddhismus, im Christentum der Anachoreten und Mönche und auch sonst wohl — dazu geführt, das ganze Verhältnis umzukehren und es auf dem entgegengesetzten Wege zu versuchen, also Verzicht, Entsagung und Leiden zum Lebensinhalt zu machen und das Streben nach Genuß zu verbannen. Der innere Widerstreit hieß jetzt „Versuchung“ — aber er verschwand nicht.

Und wenn das alles nicht so wäre? Wenn unsere Wünsche einheitlich und ihre Ziele ohne Gegensätze wären, wie sie es vielleicht in früher Kindheit sind? Dann würde ihre sofortige Befriedigung Langeweile bringen, nicht Glück, und als Dauerstillstand den Tod.

Hängen Befriedigung und Glück vielleicht anders zusammen? Etwa so, daß die eine wohl zum andern führt, aber nicht unmittelbar, daß zwischen Wunsch und Erfüllung eine Wartezeit eingeschaltet werden muß, eine Spannung, ein bestimmtes Maß von Unbefriedigung? Davon wissen wir ganz und gar nichts, weder ob diese Wartetechnik irgend etwas nützt, noch wie sie angewendet wird, und woher wir das Maß des beglückenden Aufschubs erfahren sollen. Es bedeutet im Grunde nichts anderes, als daß die Dinge meistens schöner aussehen, als sie dann wirklich sind, und daß die Vorfreude die beste Freude ist, — Wahrheiten, in denen nur wenige Glück und Genügen gefunden haben. Trotz alledem: Das Glücklichwerden als reine Zufallssache anzusehen, dazu ist der Mensch, der „unermüdliche Glücksucher", nicht imstande. Irgend

etwas muß das Verhältnis, in dem Freuden und Schmerzen in einem Menschenleben zueinander stehen, damit doch zu tun haben, wenn es auch unmöglich ist, sie gegeneinander abzuwägen („wieviel Zahnweh geht auf eine Stunde Liebesglück?“) und, auch bloß theoretisch, ihren Anteil an der richtigen Mischung zu bestimmen.

Der Mensch des Mittelalters hatte zweifellos mehr und schwerer zu leiden als wir. Die andauernde Angst vor fremder Gewalttätigkeit und Übermacht, die Schutzlosigkeit gegen Krankheit und körperlichen Schmerz, der Verlust der meisten Kinder, ehe sie heranwuchsen, die ständige Gefährdung der Frau durch jedes Kindbett, die unaufhörliche harte Arbeit, deren es bedurfte, um die Notdurft des Lebens zu beschaffen, das und noch manches andere waren die Schatten, die auf sein Leben viel tiefer fielen als auf das unsrige. Nimmt man dazu noch die Freuden und Genüsse, die er entbehren mußte, die Versagungen, die er sich selbst auferlegte, so scheint das ganze Bild erfüllt von Düsternis.

Bei alledem wäre es gedankenlose Überhebung zu behaupten, daß der mittelalterliche Mensch

weniger glücklich gewesen sei als wir — oder umgekehrt. Wenn der Bürger von Chartres zur Sonntagsmesse seinen Dom betrat, so war sein Erlebnis dem unseren nicht zu vergleichen, denn es war eine Entrückung in den Himmel. Die Herrlichkeit des Bogens riß seine Seele nach oben, die Fenster verwandelten das Licht in geweihte Flamme und, wie immer die Welt draußen war, hier sprach jeder Stein in heiliger Symbolik und verkündete den Sieg des Guten über das Böse, den Frieden und ewiges Glück. Die Frühlingsblumen, wenn der Schnee den Boden frei gab, der Erntekranz und die Verwandlung der Traube in Wein, ja das bloße Anschneiden des Brotes waren bedeutungsvolle Dinge, die ein Licht ausstrahlen, das unseren Augen nicht mehr sichtbar ist. Denn, was die Menschen von damals erlebten, war ihnen nicht flüchtige Erscheinung, die sich aus der Vergangenheit „entwickelt" hatte und in eine unsichere Zukunft entschwand, sondern dauernd und unwandelbar, von den Väterzeiten her bis zu den spätesten Enkeln.

„Fein! Da wollen wir das Radio abstellen und vielleicht lieber eine Orgel .....?" Bleibt bei

eurem Radio; fremdes Glück läßt sich nicht nachwägen und nicht nachkosten!

Damit ist ein neuer Gedanke in unseren Kreis getreten und nicht als Unbekannter. Unser Freund aus dem dreizehnten Jahrhundert, der in Chartres auf den Knien liegt, lehrt uns, daß es nicht nur die wirklich erlebten Wunscherfüllungen, die tatsächlichen Schmerzen und die von der Realität auferlegten Entbehrungen sind, die auf die Frage: glücklich oder nicht? etwelchen, wenn auch unbestimmten Einfluß haben, sondern daß noch eine andere Hand im Spiel ist, die Hand der Himmelstochter oder, je nachdem, der waghalsigen Trapezkünstlerin: Phantasie.

Freuden und Leiden, Kummer und Vergnügen sind immer wirklich; ob ihre Ursache in den Tatsachen der Umwelt liegt, oder ob sie uns von der Phantasie in Buntpapier eingewickelt präsentiert werden, macht keinen Unterschied. Das Neue und Verschiedene ist nicht ihre Unwirklichkeit oder Unechtheit, sondern daß sie von wo anders herstammen, nicht aus der unmittelbaren Nachbarschaft, und von einem leisen Glanz von innen her durchleuchtet sind, — vielleicht, weil ihre

eigentliche Heimat weit drüben, hinter den Bergen der Gegenwart ist. Die Trauer der Wirklichkeit, zum Exempel, ist grau und niederdrückend und nicht selten häßlich; die Trauer der Phantasie aber trägt den schwarzen Schleier der Tragödie, ihre Seufzer sind wohltönend und ihre Tränen befreiend.

Daß der Wechselbalg von Gefühl, den uns die Phantasie unterschiebt, schöner ist als das richtige Kind, kommt daher, weil er weniger robust ist, zarter zusammengesetzt und ganz erheblich lenksamer. (Das gilt nicht für den Traum, dessen Affekte oft stärker sind als die des Tages und sich der Überwachung genau so entziehen. Hier hat der Wechselbalg alle Attribute und heißt Angsttraum oder Alpdrücken.)

Phantasie und Tagtraum, so luftig und wandelbar sie scheinen, gehören doch zu den unabschüttelbaren Begleitern des Menschen, ohne die keiner seine Straße zieht. Wo vollendete Nüchternheit ihnen Tür und Fenster versperrt, machen sie sich so dünn, daß sie durch die feinste Ritze eindringen können. Der Glanz und Zauber, der über sie gebreitet ist, liegt darin, daß sie aus

der Kindheit stammen, aus der Zeit, wo das Glück so viel näher und erreichbarer und der Weg dahin so viel einfacher schien. Von dieser glückhaften Zeit her bewahren sie eine köstliche Eigenschaft und bringen sie in die Gegenwart herüber; die Abkehr von der unabänderlichen und oft so abänderungsbedürftigen rauhen Außenwelt, indem sie das Unerwünschte mit ihren Bildtafeln zeitweise verdecken oder lichtere Farben und leichter geschwungene Linien hineinmalen. Sie übermitteln uns die Wunschkraft einer wunschgläubigeren Zeit. Freilich, wer sich dieser Anziehung zu sehr hingibt, verliert seinen Halt in der Tatsachenwelt, und gleitet ab in Entbehrungen und Demütigungen oder Schlimmeres, für die Phantasiegenüsse und Traumfreuden nur wenigen, besonders gearteten Menschen Ersatz bieten können.

Wer imstande wäre, den Menschen im Phantasieren Unterricht zu geben — zu lehren, was für jeden die heilsamste Art ist, wo das Zuviel und Zuwenig liegt, wie ein gefährlicher Bestandteil unterdrückt und ein anderer an seine Stelle gesetzt werden kann —, hätte uns vielleicht dem Glück

näher gerückt als die größten technischen Errungenschaften. Leider warten wir auf diesen Lehrer vergebens; unser Phantasieleben läßt sich nicht ändern und zuschneiden, wie ein schlecht sitzendes Kleid, denn es ist der Ausdruck unserer eigentlichen, tiefsten Natur. Jede frische Enttäuschung ist einer alten Versagung aufgepflanzt, und daraus blüht dann eine Phantasie, in der sich der versagte Wunsch allen Widerständen zum Trotz erfüllt, im Tagtraum, oder, wenn er lichtscheu ist, im Schlaftraum. Solange wir mit unseren Wünschen zerfallen sind, solange wir das Leid und die Selbstbestrafung nicht ganz entbehren können, vermag kein Seeleningenieur den Plan auszuarbeiten, der unserer Phantasie den Lauf vorschreibt und ihr Bett reguliert.

Selbst der schönste Tagtraum mit prompter Wunscherfüllung und märchenhafter Illumination von der Kinderstube her kann uns auf die Dauer nicht recht glücklich machen, das wissen wir aus alter Erfahrung. Aber ist das alles? Wir haben bisher von Phantasie so gesprochen, als gäbe es nur die handgreifliche Art, wo ein Abgewiesener oder Hinausgeworfener sich als ein zweiter Na-

poleon wiederkommen sieht. Über derlei wachsen viele, wenn sie über die Jahre der Unreife hinaus sind, vollständig hinaus, und weder die Allgegenwart noch die ganze Macht der Phantasie läßt sich daran erweisen.

Bei allem Neuen, noch nicht Ausgeprobten spielt die Phantasie eine viel größere Rolle als die Berechnung, wenn diese auch im Vordergrund steht und jene unter dem Titel „Intuition“ knapp einen Unterschlupf findet. Nur die bloße Routine kommt ohne Phantasie aus, alles was an Schöpfung, Erfindung oder Entdeckung auch nur entfernt anstreift, kann sie nicht entbehren. Für die Kunst ist das eine Selbstverständlichkeit, für die Wissenschaft gilt es gerade so. Erst muß von irgendwoher — aber immer aus unbekannter Tiefe — eine Form aufsteigen, eine Idee, ein Vorsatz, ein Plan, eine Hypothese, kurz das Bild von etwas noch nie Gewesenen, dann wird der Weg nach dem neuen Ziel mit Zweifeln und Kritik, mit Rechenstift und Reagenzglas gesucht. Den Künstler begleitet die Phantasie bis zum Ende dieses Weges, den Forscher muß sie bald verlassen, weil ihre ärgste Feindin, die Realitäts-

prüfung, sie beiseite schiebt und ihre Stelle einnimmt. Sie steht nicht nur den unsterblichen Meisterwerken und genialen Erfindungen bei, sondern ist dieselbe im Kleinen und im Großen. Alle Originalität, mit der sich unsere Welt verjüngt und erneuert, kommt von ihr, und wenn Schöpferlust die Art von Lust ist, die dem Glück am nächsten kommt, so ist sie die Glücksspenderin.

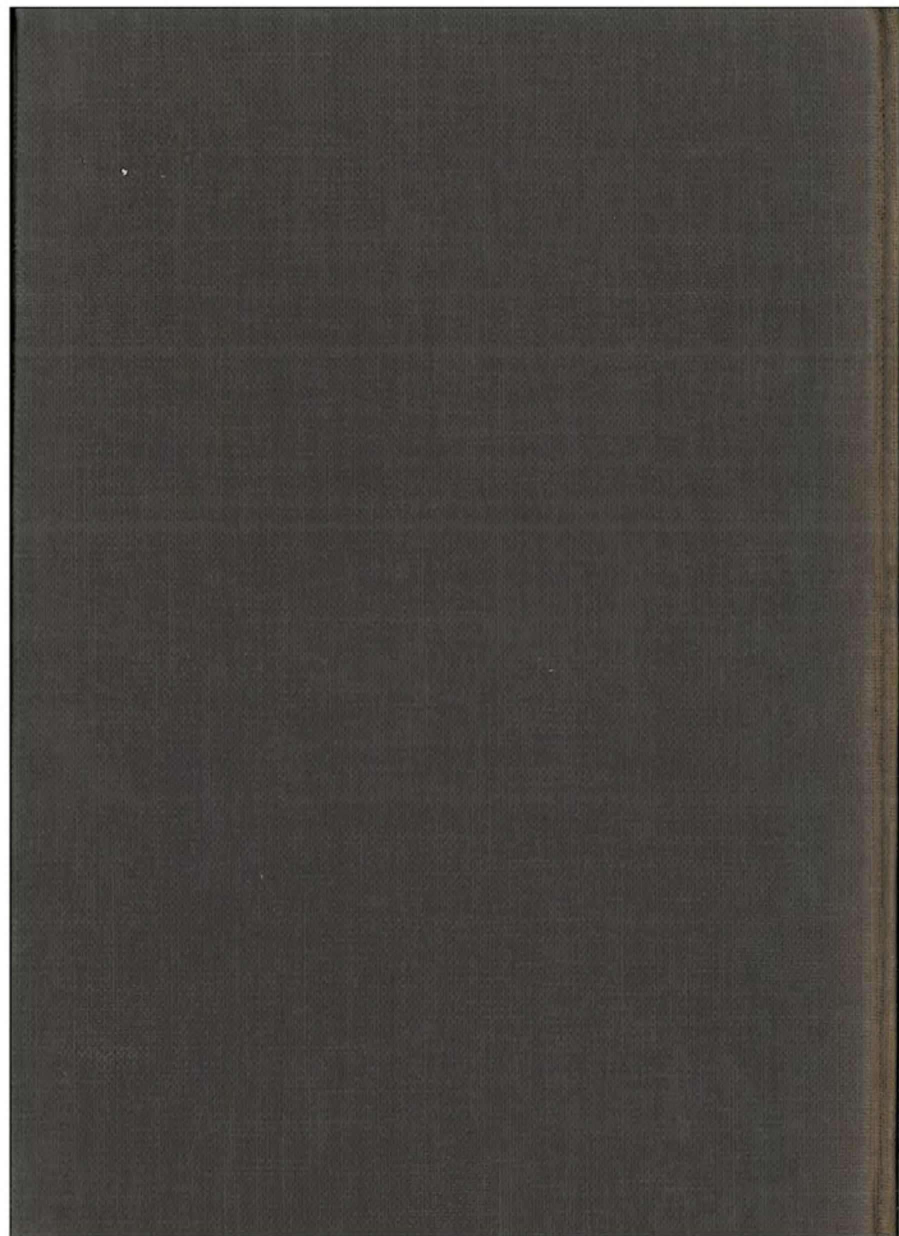
Das ist noch nicht alles. Es ist da noch ein Punkt, der so zart ist, daß man nur vorsichtig darüberstreifen kann; wer nichts Ähnliches erlebt hat, dem ist es nicht begreiflich zu machen. Neben dem gemeinen und gewöhnlichen Erleben geht zuzeiten noch ein zweites her, das Schritt für Schritt dasselbe ist und doch ein anderes. In diesem zweiten Erleben, löst uns irgend etwas ab von unseren persönlichen Wünschen und Vorteilen, statt der Menschen und Dinge und Situationen, mit denen wir zu schaffen haben, erhalten wir gewissermaßen deren Aroma oder Abglanz. Was von unserem Standpunkt aus gesehen unerquicklich, langweilig oder gleichgültig war, erscheint in diesem zweiten Gesicht in die Perspek-

tive gerückt, die ihm eigentlich gebührt, in der alles an den richtigen Platz gestellt und in seinen wahren Sinn eingeordnet ist. Man weiß, daß alles so geblieben ist, wie es war, und fühlt zugleich den Reiz der Stimmung als etwas Einzigartig-Unvergeßliches, von dem man mit Wehmut Abschied nimmt.

Vielleicht kommt der dem Glück am nächsten, für den das, was er gerade erlebt, auch gleichzeitig ein Kapitel im Roman seines Lebens ist, das er liest und genießt.

INHALTSVERZEICHNIS

MANZSCHE BUCHDRUCKEREI, WIEN IX



HANNS SACHS

zur Menschen-kenntnis

HANNS SACHS · ZUR MENSCHENKENNTNIS